



Qualitative Sozialforschung

Eine komprimierte Einführung
für Studierende

von

Jörg Strübing

Universität Tübingen

Oldenbourg Verlag München

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Telefon: (089) 45051-0
www.oldenbourg-verlag.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Christiane Engel-Haas, M.A.
Herstellung: Tina Bonertz
Titelbild: thinkstockphotos.de
Einbandgestaltung: hauser lacour
Gesamtherstellung: Grafik & Druck GmbH, München

Dieses Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

ISBN 978-3-486-58823-1
eISBN 978-3-486-71759-4

Vorwort

Dieses Buch gibt eine komprimierte und in einigen Teilen eher exemplarisch angelegte Einführung in die wichtigsten theoretischen und praktischen Aspekte qualitativ-empirischen Forschens in den Sozialwissenschaften.¹ Es wendet sich damit an Menschen, die sich in kurzer Zeit hinreichende Grundlagen für die eigene Forschungsarbeit aneignen wollen – also z.B. Studierende in den Bachelor- und Masterstudiengängen an Universitäten und Fachhochschulen, aber auch Praktiker, die sich in ihren Arbeitskontexten über die Verfahrensweise qualitativer Methoden informieren wollen.

Wie der Untertitel dieses Bandes andeutet, ist dies nicht der Platz für Vollständigkeit und Detailreichtum. Doch wenn Sie dieses Buch durchgearbeitet haben, werden Sie ein paar wichtige Dinge für Ihre Praxis als empirisch forschende Sozialwissenschaftlerin gelernt haben. Insbesondere werden Sie wichtige Unterscheidungskompetenzen hinzugewonnen haben. Sie werden Kriterien kennengelernt haben, anhand derer Sie sich informiert für oder gegen die Verwendung einer qualitativ-interpretativen Forschungsmethodik insgesamt oder einzelner spezieller Verfahren entscheiden können, und Sie werden gelernt haben, welche Voraussetzungen und welche Konsequenzen die Entscheidung für ein bestimmtes Verfahren mit sich bringt.

Was dieses Buch nicht leisten kann ist, Sie zu kompetenten qualitativ-interpretativen Forscherinnen zu machen. Gerade die zunehmende Kodifizierung von Methoden, d.h. die genaue Darstellung methodischer Werkzeuge und Verfahrensschritte, erweckt leicht den falschen Anschein, als könne man sich Methodenkompetenz „anlesen“. Tatsächlich aber ist qualitative Sozialforschung wie Fußball oder Ballett: Neben Talent und theoretischem Wissen erfordert es üben, üben, üben.

Ein Buch ist jedoch höchst angemessen, um einen Blick auf Grundlagen und Systematiken von Methoden zu werfen: Wie entstehen Methoden, woraus beziehen sie ihre Legitimation und welche Vorannahmen liegen ihnen zu Grunde? Wie verhalten sich unterschiedliche

¹ Dieses Buch verzichtet aus Gründen der Benutzerinnenfreundlichkeit auf Fußnoten. Eine einzige allerdings ist unvermeidlich: Zur besseren Lesbarkeit und zur inhaltlichen Konsistenz des Buches haben viele Kolleginnen und Kollegen beigetragen, die einzelne Kapitel oder gar das ganze Buch in der Entstehung mit jener kritischen Distanz begleitet haben, die mir selbst unterdessen abhandengekommen ist. Sie alle hier aufzuführen würde den Rahmen sprengen, daher sei hier stellvertretend für sie alle Oliver Berli, Anno Dederichs, Maik Krüger und Ursula Offenberger herzlich für kritische Kommentare, kluge Stilkunde und ihren Adlerblick für Tipp- und Kommafehler gedankt. Für den erklecklichen Rest an Unzulänglichkeiten bin ich selbst verantwortlich. – Rückmeldungen zum Buch, Kritik und Anregungen nehme ich gern entgegen, um sie in zukünftige erweiterte Fassungen einfließen zu lassen: joerg.struebing@uni-tuebingen.de.

Methoden zueinander? An welchen Punkten ähneln sich Verfahren und wo sind Unterschiede so gravierend, dass eine Kombination keinen Sinn hätte?

Um die Bedeutung qualitativer Methoden ist es in den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Fachdisziplinen durchaus unterschiedlich bestellt. In der Soziologie und in den Erziehungswissenschaften mittlerweile sehr etabliert, fristen qualitative Verfahren in weiten Teilen der Psychologie und der Politikwissenschaft und erst recht in den Wirtschaftswissenschaften noch ein Nischendasein. Das ist vor allem deshalb bedauerlich, weil die Erklärungsleistungen auch dieser Fächer von der spezifischen Leistungsfähigkeit qualitativer Verfahren profitieren können. Dies gilt insbesondere im Angesicht der gewachsenen Dynamik und Komplexität ihrer Gegenstände. Dieses Buch richtet sich daher, wenngleich von einem Soziologen geschrieben, an Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlerinnen insgesamt. Zwar gibt es in einzelnen Fächern spezielle Problemzuschnitte, die nach besonders darauf angepassten Methodendesigns verlangen (z.B. arbeiten Politikwissenschaftler häufig in vergleichender Perspektive mit sehr großen ‚Fällen‘), grundsätzlich aber geht es in all diesen Fächern um die Erforschung sozialer Prozesse und menschlichen Handelns – genau darauf sind qualitative Methoden ausgerichtet.

Zum Schluss ein paar praktische Hinweise: Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen Ankündigung auf das, was Sie darin erwartet, und es endet mit einige Stichworten dazu, was sie durch die Lektüre gelernt haben sollten. Es ist natürlich möglich, einzelne Kapitel zu einem Thema gezielt auszuwählen und nur diese zu lesen. Geschrieben ist das Buch aber mit Blick auf die Zusammenhänge zwischen den Themen. Daher werden Begriffe, die zuvor bereits behandelt wurden, in späteren Kapiteln nicht noch einmal erläutert. Hier führt ein Blick auf den Index zurück zu den einschlägigen Erläuterungen. Mitunter, immer wenn ein Begriff mit „⇒“ markiert ist, gibt es auch einen kurze allgemeine Erläuterung im Glossar. Für viele Themenbereiche ist zudem – wenn die Neugierde sich mit diesem Buch nicht stillen lässt – sinnvolle weiterführende Literatur am Ende des Kapitels vermerkt.

Für Harry, dem ich mehr verdanke, als er sich wohl vorstellen kann.

Jörg Strübing

Tübingen im Januar 2013

Inhalt

Vorwort	V
1 Einleitung: Was ist eigentlich qualitative Sozialforschung?	1
1.1 Ein Begriff als Programm oder als Residualkategorie?.....	1
1.2 Qualität. Interpretation. Rekonstruktion.....	2
1.3 Qualitativ versus quantitativ?.....	3
1.4 Zur Geschichte qualitativen Forschens	9
1.5 Nahezu allgemeine Grundsätze qualitativ-interpretativen Forschens	18
1.6 Wie fragt die qualitative Forschung?	23
1.7 Zusammenfassung: Was ist qualitative Forschung?.....	24
2 Zum Verhältnis von Theorien und Methoden	27
2.1 Methodologie	27
2.2 Sozialtheoretische Grundlagen.....	31
2.3 Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Grundlagen	42
2.4 Zusammenfassung.....	50
3 Ethnographie: Dabeisein ist alles	53
3.1 Exkurs: Beobachten.....	54
3.2 Herkunft und Entwicklung der Ethnographie.....	57
3.3 Das Eigene und das Fremde: Von der komplizierten Beziehung zwischen Forscher und Feld.....	60
3.4 „Da stelle mer uns mal janz domm“: die Heuristik der Befremdung	62
3.5 Moving targets: Feld und Feldbegriff	65
3.6 Ethnographie als Kulturtheorie: Dichte Beschreibung	68
3.7 Ethnographie ist Schreiben.....	71
3.8 Zusammenfassung und Ausblick.....	75

4	Schön, dass wir darüber gesprochen haben: die Gewinnung verbaler Daten	79
4.1	Das fokussierte Interview.....	83
4.2	Narration und Information: Fragen und Thematisierungsweisen.....	86
4.3	Die Interviewsituation.....	87
4.4	Das Leitfadeninterview und seine Verwandten	92
4.4.1	Leitfadeninterviews.....	92
4.4.2	Experteninterviews	95
4.4.3	Narrative Interviews.....	97
4.4.4	Ethnographische Interviews.....	100
4.5	Von Kind bis Greis: die Befragten.....	102
4.6	Und wie weiter? Aufzeichnung und Verschriftlichung.....	105
5	Grounded Theory	109
5.1	Verfahrensgrundsätze.....	112
5.2	Vergleichen: Eine Alltagsheuristik als analytisches Werkzeug	114
5.3	Fall- und Datenauswahl: Theoretisches Sampling	116
5.4	Datenanalyse und -interpretation als Kodieren	118
5.4.1	Offenes Kodieren	118
5.4.2	Axiales Kodieren	119
5.4.3	Selektives Kodieren	122
5.5	Konzepte entwickeln.....	123
5.6	Das Schreiben theoretischer Memos	125
5.7	Zusammenfassung und Einordnung.....	126
6	Weitere analytische Verfahren – eine Auswahl	131
6.1	Objektive Hermeneutik.....	132
6.1.1	Der Entstehungskontext der Objektiven Hermeneutik.....	132
6.1.2	Drei Hindernisse und fünf Prinzipien	135
6.1.3	Die Interpretationsverfahren der Objektiven Hermeneutik.....	140
6.1.4	Objektive Hermeneutik und Grounded Theory im Vergleich.....	143
6.2	Dokumentarische Methode	144
6.2.1	Der Entstehungskontext der Dokumentarischen Methode	144
6.2.2	Die analytische Unterscheidung von Sinnebenen	147
6.2.3	Das Rekonstruktionsverfahren der Dokumentarischen Methode.....	148
6.2.4	Dokumentarische Methode und Grounded Theory im Vergleich	152
6.3	Narrationsanalyse und Biographieforschung	153
6.3.1	Die Entstehung der Biographieforschung	155
6.3.2	Die erzähltheoretische Grundlegung.....	155
6.3.3	Das praktische Vorgehen	157
6.3.4	Kritik und Varianten	160
6.3.5	Narrationsanalyse und Grounded Theory im Vergleich.....	161

6.4	Ethnomethodologische Konversationsanalyse	162
6.4.1	Die Entstehung der Konversationsanalyse aus der Ethnomethodologie	162
6.4.2	Theoretische Positionen der Konversationsanalyse	164
6.4.3	Das praktische Vorgehen	167
6.4.4	Verbreitung, Aktualität und Perspektiven	169
6.4.5	Konversationsanalyse und Grounded Theory im Vergleich.....	170
6.5	Diskursanalyse	171
6.5.1	Diskursanalyse ist nicht gleich Diskursanalyse.....	172
6.5.2	Die methodischen Mittel der Diskursanalyse.....	174
6.5.3	Verbreitung, Aktualität und Perspektiven	177
6.5.4	Diskursanalyse und Grounded Theory im Vergleich	178
6.6	Zusammenfassung.....	179
7	Zum Schluss	183
7.1	Was fehlt?	183
	Weitere Formen der Materialgewinnung.....	183
	Weitere Forschungsstile und Analyseverfahren	184
	Fall- und Datenauswahl.....	185
	Varianten von Forschungsdesigns: Organisation der Prozessschritte	186
	Typenbildung	187
	Qualitative Analyse und Software.....	188
	Sitte und Anstand: Zur Ethik der qualitativen Forschung	189
	Gute Güte: Zum Verhältnis von qualitätssichernden Verfahren und Schritten der Überprüfung der Qualität	191
7.2	Ausblick: Die Zukunft qualitativer Verfahren.....	193
	Glossar: Was bedeutet eigentlich...	195
	Weitere Ressourcen	199
	Zeitschriften für qualitative Sozialforschung und Methoden	199
	Internet-Ressourcen zur qualitativen Sozialforschung	200
	Organisationen für qualitative Sozialforschung	201
	Auswahl an Softwarepaketen zur Unterstützung qualitativ-interpretativer Sozialforschung (CAQDAS).....	201
	Literaturverzeichnis	203
	Index	217

1 Einleitung: Was ist eigentlich qualitative Sozialforschung?

In diesem Kapitel ...

... wird unser Gegenstand zunächst begrifflich genauer gefasst und abgegrenzt: Was ist qualitative Sozialforschung und was ist gerade keine qualitative Sozialforschung? Woran lässt sich das festmachen? Woher kommt und was umfasst qualitative Sozialforschung? Welche Arten von Fragen lassen sich mit ihr sinnvoll bearbeiten? Es wird aber auch ein Blick in die Geschichte und Entwicklung der qualitativen Sozialforschung geworfen, um den Zusammenhang von Methoden-, Wissenschafts- und Gesellschaftsentwicklung zu verdeutlichen. Und schließlich geht es auch um die Frage von Grundprinzipien, die nahezu alle – ansonsten recht unterschiedlichen – Ansätze der qualitativen Sozialforschung weitgehend miteinander teilen.

1.1 Ein Begriff als Programm oder als Residualkategorie?

„If you can measure it, that ain't it.“

(Kaplan 1964, 206)

Von „qualitativer Sozialforschung“ zu sprechen, ist eigentlich eine ganz unmögliche Rede-weise. Selbstverständlich hat jede Art der Sozialforschung eine bestimmte Qualität, sie mag gut sein oder schlecht und dies jeweils in Abhängigkeit von bestimmten, noch zu definierenden Kriterien. Das aber ist mit dieser Formulierung gar nicht gemeint. „Qualitative Sozialforschung“ steht als Begriff in Abgrenzung zu „quantitativer Sozialforschung“. Über die Angemessenheit dieser beiden Begriffe kann man mit Fug und Recht diskutieren (S. 1.3), hier aber soll uns zunächst interessieren, dass sie sich merkwürdig asymmetrisch zueinander verhalten: Steht hinter der Idee einer quantitativen Sozialforschung ein weitgehend einheitliches wissenschaftliches Paradigma, so versammeln sich unter dem Oberbegriff der qualitativen Sozialforschung eine Vielzahl unterschiedlicher Ansätze, die nicht nur methodisch, sondern auch methodologisch und wissenschaftstheoretisch teilweise sehr unterschiedlich ausgerichtet sind. Ihre augenscheinlichste Gemeinsamkeit aber ist, dass sie sich in der Regel

in kritischer Abgrenzung von quantifizierenden und standardisierenden Methoden definieren: „... qualitative research, that is, non-numerical research“ schreiben etwa die britischen Sozialpsychologen *Bauer und Gaskell* (2000, 5) in ihrem Lehrbuch.

Man könnte also meinen, qualitative Sozialforschung sei nicht mehr als eine Residualkategorie, die, von der Außenabgrenzung abgesehen, keinen eigenen identitätsstiftenden Kern aufweist. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass die meisten jener Ansätze, die sich selbst als „qualitativ“ bezeichnen oder dieser Kategorie zumindest von anderen zugerechnet werden, einige wichtige Grundprinzipien miteinander teilen, die sie zugleich von anderen methodischen Orientierungen, also insbesondere von quantifizierenden, hypothesentestenden Verfahren unterscheiden (vgl. *Hollstein/Ullrich* 2003).

Warum ist diese Frage überhaupt von Belang? Nun, Homogenität oder Heterogenität des Feldes qualitativer Methoden sind ausschlaggebend dafür, ob wir von allen qualitativen Verfahren das Gleiche erwarten dürfen, sprich: Ob wir an sie die gleiche Messlatte anlegen dürfen. Das zeigt sich etwa an der Frage der Reichweite von Gütekriterien für die qualitative Forschung oder beim Vergleich von Ergebnissen, die mit unterschiedlichen Verfahren erzielt wurden.

1.2 Qualität. Interpretation. Rekonstruktion.

Die drei Schlagworte qualitativ, interpretativ und rekonstruktiv werden gerne bemüht, wenn Methoden der qualitativen Sozialforschung charakterisiert werden sollen. Betrachten wir also etwas genauer, was sich hinter diesen drei Begriffen verbirgt und welche methodologischen Basisannahmen sie implizieren.

Der am wenigsten präzise Begriff ist zugleich derjenige, mit dem die hier behandelten Verfahren am häufigsten summarisch bezeichnet werden: Als *qualitativ* werden diese Methoden bezeichnet, obgleich die Methoden und Verfahren selbst nicht qualitativ sind. Sie arbeiten vielmehr üblicherweise mit empirischem \Rightarrow Material, das im analytischen Prozess vor allem in Bezug auf seine qualitativen Momente und eben nicht in Bezug auf Quantitäten in Betracht gezogen wird.

Wenn Verfahren dagegen als *interpretativ* bezeichnet werden, dann wird damit auf eine besondere Eigenschaft von qualitativem empirischem Datenmaterial hingewiesen: Wie sich am Beispiel von Textmaterial wie Interviewtranskripten oder Dokumenten aus dem Feld oder auch von ethnographischen Protokollen leicht sehen lässt, weist es hinter der Ebene manifester Sprachsymbole noch weitere, latente Sinnstrukturen auf, die dem Text nur in interpretativen Akten abzuringen sind. Obwohl hier im Kontext von Wissenschaft thematisiert, handelt es sich dabei doch um Aktivitäten, die zutiefst in unserer Alltagspraxis verankert sind. Ob es der Gesichtsausdruck unseres Gegenübers ist oder ein in den Fernsehnachrichten verlesenes politisches Statement der Regierung: Immer lautet die in unserer Rezeption mitlaufende Frage: Was will uns das über den manifesten Text hinaus sagen? Es gehört geradezu zu den unabdingbaren Alltagskompetenzen interpretieren zu können. Das zeigt sich deutlich daran, dass Zeitgenossen, die jedes gesprochene oder geschriebene Wort ausschließlich so verstehen, wie es gesprochen oder geschrieben wurde, schnell als inkompe-

tent oder gar sozial unangepasst wahrgenommen und sanktioniert werden. Die Interpretationsbedürftigkeit von empirischem Material in den Sozialwissenschaften ist darauf zurückzuführen, dass dieses Material hervorgebracht wird von Akteuren, die mit Absichten und mit Deutungskompetenz ausgestattet sind. Gerade jene Absichten und Weltdeutungen sind es, die wir in interpretativen Akten analytisch zugänglich machen wollen.

Rekonstruktion ist daher die Leistung, die mit dem Prozess wissenschaftlich-methodischer \Rightarrow Interpretation erbracht wird. Es sind die auf alltagsweltlichen Interpretationsleistungen beruhenden Sinnzuschreibungen und Situationsdefinitionen der Akteure in den von uns erforschten Feldern, die es im qualitativ-interpretativen Forschungsprozess zu rekonstruieren gilt. Weil uns diese Deutungen nicht direkt zugänglich sind, sondern nur über die Hervorbringungen sozialer Praxis, die sich uns dann als Datenmaterial darstellen, müssen wir aus diesem Material unter Einsatz unterschiedlicher Datenanalyseverfahren eine adäquate Version dieser Deutungen und Situationsdefinitionen erst herstellen, also *rekonstruieren*. Mit der Rede von der \Rightarrow Rekonstruktion ist häufig jedoch noch eine weitere Annahme über menschliches Handeln und Sozialität impliziert: Im miteinander Handeln und in unserem Reden darüber realisiert sich ein Sinn, der den Handelnden weder vor, noch während, noch nach dem Handeln in vollem Umfang bewusst und verfügbar ist. Handeln und Interaktion sind nicht allein das Resultat expliziter Intentionen der Handelnden, es drückt sich in ihm auch ein impliziter, in der Regel vorbewusster Bezug auf z.B. milieu- oder generationspezifische Wertorientierungen und auf kulturelle Distinktionsmuster aus, den es in der rekonstruktiven Analyse zu erhellen gilt.

1.3 Qualitativ versus quantitativ?

Wer sich unbefangen und neu in das Feld der empirischen Sozialforschung begibt, kommt kaum umhin, das etwas angespannte Verhältnis zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren bzw. einigen ihrer Vertreter zu bemerken. Für die Entfremdung zwischen beiden methodischen Richtungen gibt es eine Vielzahl von Gründen, die an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden sollen. Gleichviel, ob quantifizierende, standardisiert verfahrenende oder qualitativ-interpretative Sozialforschung, beide erbringen – richtig gemacht – wichtige Leistungen für die „Wirklichkeitswissenschaft“ Soziologie und ihre Nachbardisziplinen. Für kompetentes Handeln im Feld empirischer Methoden gilt es allerdings Unterscheidungsvermögen zu gewinnen und die Rhetoriken der verschiedenen Richtungen zu verstehen.

Gerade für Anfänger im Feld der empirischen Forschung ist es frappierend wie vielgestaltig die Differenz zwischen qualitativen und quantitativen Methoden in Methodendiskursen ausgedrückt wird. Dabei ist es durchaus wichtig, die unterschiedlichen Bedeutungsebenen unterscheiden zu können, auf die verschiedene geläufige Begriffspaare zur Kennzeichnung von Methodendifferenzen verweisen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich nämlich, dass z.B. „qualitative“ Forschungsdesigns mitunter auch Gebrauch von quantitativen \Rightarrow Daten machen oder dass auch mit qualitativen Daten hin und wieder nomologisch-deduktiv, also hypothesentestend verfahren wird. Ohne die wesentlichen Unterschiede damit einzuebnen, zeigt eine differenzierte Betrachtung der unterschiedlichen Bedeutungsebenen, dass die auf den ersten Blick fundamental und wechselseitig exklusiv wirkende Entgegensetzung von qualitativ vs.

quantitativ durchaus Unschärfen und Übergangszonen aufweist. Damit ist zwar nicht umstandslos qualitative und quantitative Sozialforschung miteinander kombinierbar, wir gewinnen so aber die erforderlichen Argumente und Kriterien, um diese Frage differenziert und gegenstandsangemessen entscheiden zu können.

(1) Beginnen wir also mit dem geläufigsten Gegensatzpaar, der besagten Unterscheidung von *qualitativ und quantitativ*. Diese mutet auf den ersten Blick seltsam schräg an: Man sollte doch erwarten, dass auch quantitativ ausgerichtete Studien eine hohe Qualität aufweisen. Auch ist die große Quantität von Arbeit kaum von der Hand zu weisen, die eine gute qualitative Untersuchung den Forschenden abverlangt. Tatsächlich zielt die Unterscheidung von qualitativ vs. quantitativ im Kern nicht auf die Methode, sondern auf die Art und den methodischen Status von Daten, die im Laufe der Forschungsarbeit produziert werden.

Qualitative Methoden der Datengewinnung erzeugen \Rightarrow Material, dessen Gehalt sich mit formalen, quantifizierenden Auswertungen nicht angemessen erschließen lässt: Es bedarf in erheblichem Maße der \Rightarrow *Interpretation*, des *Verstehens*. Beispiele hierfür sind die offene Beobachtung mit dem Ergebnis ausführlicher Beobachtungsprotokolle oder das narrative Interview mit dem Ergebnis einer wörtlichen Abschrift (Transkript) des Gesprächsverlaufs. In beiden Fällen erhalten wir umfangreichen Text als Material, das dann in der analytischen, interpretativen und rekonstruktiven Bearbeitung – oft zusammengefasst als „qualitative Datenanalyse“ bezeichnet – zu qualitativen Daten verarbeitet wird. Ein besonderes Merkmal qualitativer \Rightarrow Daten ist deren Kontextfülle: Nicht partialisierte Einzelinformationen, sondern ineinander eingebettete und aufeinander verweisende Wissens Elemente machen die Qualität qualitativer Daten aus und ermöglichen die analytischen und interpretativen Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Wissen wird hier als Relation zwischen Material und Forscher verstanden: Erst die analytische Einstellung der Forscherin, erst der durch die Forschungsfrage gerichtete Blick transformiert z.B. Ausschnitte eines Interview-Transkripts in relevantes Wissen.

Mit *quantitativen* Methoden sind hingegen solche gemeint, die soziale Phänomene und ihre Eigenschaften zählen und messen und sich zur Auswertung vor allem statistischer, also mathematischer Verfahren bedienen. Das klassische Beispiel hierfür sind die Daten, die ein vollstandardisierter Fragebogen, oder auch ein psychologisches Experiment erbringt. Beide Instrumente standardisierter Datenerhebung setzen jeweils Stimuli und zeichnen die Reaktionen als Daten auf, die dann aggregiert und in ihrer Aggregation – eben als Quantitäten – verarbeitet werden. Dies impliziert, dass in der Datenaufbereitung und im analytischen Zugriff die Einzelinformationen von ihrem Kontext getrennt und erst auf höheren Aggregationsebenen wieder aufeinander bezogen werden.

Qualitative bzw. quantitative Daten sind jedoch nicht von vorneherein gegeben, sondern sie sind das Ergebnis zielgerichteter Herstellungsprozesse. Das ist auch der Grund, weshalb in diesem Buch die Unterscheidung von \Rightarrow Material und \Rightarrow Daten bemüht wird. Erst die Art seiner Gewinnung, Aufbereitung und Auswertung macht unser Material zu qualitativen oder quantitativen Daten. Ob wir mit einer erwerbslosen alleinerziehenden Mutter dreier Kinder in einer strukturschwachen ländlichen Region ein narratives, d.h. biographisch-erzählgenerierendes Interview führen oder ihr einen standardisierten Fragebogen zusenden, ob wir das Material umfassend als Text oder Video bearbeiten oder die Einzelinformationen in einer Datenmatrix abbilden, ob wir den einzelnen Fall in seiner Gesamtheit untersuchen,

ihn mit anderen vergleichen oder die Einzelinformationen mit denen anderer Fälle zusammenfassen und dann erst vergleichen: In diesen Schritten konstruieren wir die Daten für unsere jeweilige Untersuchung.

(2) Eine andere häufig gebrauchte Unterscheidung ist die zwischen *erklärenden* und *verstehenden* Zugängen zu den Daten. Diese Unterscheidung zielt also auf die Ebene des *Erkenntnismodus*: Es geht, grob gesagt, darum, ob wir entweder Phänomene in ihrem jeweiligen Zusammenhang und in ihrer Besonderheit nachvollziehen oder ob wir sie als Exemplar eines allgemeinen Zusammenhangs bestimmen wollen. Dieser Unterschied zwischen Erklären und Verstehen ist in methodologischen Debatten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder zu einem unüberbrückbaren Gegensatz stilisiert worden. Dies berührt die grundsätzliche Frage, ob alle Gegenstandsbereiche der Forschung, in Naturwissenschaften und Medizin ebenso wie in Sozial- und Geisteswissenschaften, mit ein und derselben Methode zu erforschen sind (Methodenmonismus) oder ob aus der Unterschiedlichkeit der Forschungsgegenstände auch das Erfordernis grundlegend unterschiedlicher Methoden resultiert (Methodendualismus).

Als Johann Gustav Droysen etwa um die Mitte des vorletzten Jahrhunderts die Methodendualismus genannte Position aus geisteswissenschaftlicher Perspektive zu vertreten begann, wollte er erreichen, dass der Geschichtswissenschaft nicht zugemutet wird, ihre Wissenschaftlichkeit an der naturwissenschaftlichen Forschungslogik kausalen Erklärens ausrichten zu müssen, denn diese wäre dem Forschungsgegenstand der Geschichtswissenschaften fremd. Es gehe dort schließlich nicht um die immer gleichen Gesetzmäßigkeiten, bei denen definierte Ursachen die immer gleichen Folgen verursachen. Anders als in der deterministischen Betrachtungsweise der Naturwissenschaften, gehe es in der historischen Forschung um die Auseinandersetzung mit menschlicher Willensfreiheit und mit der Möglichkeit sittlicher Entscheidungen. In die heutige Sprache übersetzt könnte man sagen: Es geht um die Kontingenz menschlichen Handelns und darum, dass in sozialen anders als in vorsozialen Prozessen immer schon Sinnzuschreibungen vorliegen und analytisch in Betracht gezogen werden müssen (darauf kommen wir noch ausführlich zurück). Wilhelm Dilthey argumentierte rund ein halbes Jahrhundert später noch stärker erkenntnistheoretisch: Weil sich die Geisteswissenschaften stärker mit der Singularität kultureller Hervorbringungen befassen, bedürften sie eines anderen Zugangs zur Wirklichkeit als ihn die Naturwissenschaften für sich entwickelt hätten. Insbesondere erfordere das Verständnis des Singulären „nicht nur die äußere Beobachtung, sondern ebenso den inneren Nachvollzug des Gegebenen“ (Kelle 1994, 59). Zwar reiche die reine Introspektion nicht hin, es müsse also schon mit den Sinnestatsachen begonnen werden. Es sei aber noch etwa „Inneres“ (Dilthey) zu ergänzen: „Wir nennen den Vorgang, in welchem wir aus Zeichen, die von außen sinnlich gegeben sind, ein Inneres erkennen: Verstehen“ (Dilthey 2004/1900, 22).

Der Gedanke, dass die bloße Anschauung empirischer Tatsachen und deren vergleichende Betrachtung noch nicht zu Erklärungen historischer oder sozialer Phänomene führt, sondern die Forschenden als kompetente Akteure an der Entschlüsselung der wahrgenommenen Wirklichkeit innerlich beteiligt sind und sein müssen, nimmt vorweg, was spätere Sozialtheorien etwa von Alfred Schütz, George Herbert Mead oder Karl Mannheim für die Sozialwissenschaften näher bestimmen sollten: Die Entschlüsselung der Sinnzuschreibungen, auf deren Basis Menschen sozial handeln, kann nur gelingen, wenn die Forscherinnen ihre eigene Kompetenz als soziale Wesen in einen interpretativ-verstehenden Zugang auf das

Datenmaterial mit einbringen. Diese Position hat als erster Max Weber mit seiner berühmten Definition von Soziologie entwickelt: „Soziologie soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (Weber 1980/1922).

Für ein problematisches Missverständnis im Verhältnis von Verstehen und Erklären hat Droysen selbst gesorgt, denn wenn er schreibt „(d)ie historische Forschung will nicht erklären“ (zit. n. Kelle 1994, 58), dann ist damit jene falsche Polarisierung angelegt, die noch heute in methodologischen Diskursen anzutreffen ist. Mit dem Hinweis auf die Unabdingbarkeit eines verstehenden Zugangs zu sozialen Prozessen ist – wie Max Weber schon früh gezeigt hat – nicht notwendig ein Verzicht auf die Bestimmung kausaler Zusammenhänge verbunden. Allerdings bedarf es dann eines Begriffs von Erklären, der auf die Behauptung einer quasi-mechanischen Kopplung von Folgen aus Ursachen verzichtet und die Kontingenz menschlichen Handelns mitdenkt. Damit ergibt sich als Erkenntnisweg sozialwissenschaftlicher Forschung der Zwischenschritt von Verstehen *und* Erklären, wobei Ersteres Voraussetzung des Letzteren ist.

(3) Der mit wissenschaftlicher Forschung erarbeitete Zugewinn an Wissen findet in der Regel seinen Niederschlag in Theorien. Auf der Ebene der Forschungslogik ist daher das Verhältnis von Theorie und Empirie bestimmungsbedürftig. Hier finden sich wiederum zwei gegensätzliche Vorstellungen: *Theorietestende* Forschung und *theoriegenerierende* Forschung. So versteht die kritisch-rationalistische Wissenschaftstheorie empirische Sozialforschung als fortgesetzten Test von \Rightarrow Hypothesen, die mit Blick auf einen fraglichen Gegenstandsbereich aus dem Bestand vorhandener Theorien abgeleitet werden (vgl. dazu genauer Kromrey 2009, 27ff.). Damit werden theoretische Konzepte und Kausalaussagen an empirische Zusammenhänge herangetragen und geprüft, ob diese Zusammenhänge den in den Hypothesen behaupteten theoretischen Zusammenhängen widersprechen. In diesem Fall wären die jeweiligen Hypothesen widerlegt (falsifiziert), ansonsten würde ihre vorläufige Geltung zumindest so lange angenommen, wie keine ihr widersprechenden empirischen Befunde beigebracht werden können.

An dieser auch als hypothetiko-deduktiv oder nomologisch-deduktiv bezeichneten Vorgehensweise ist vielfach Kritik geübt worden. Insbesondere wurde moniert, dass die Adäquatheit der aus der Theorie deduzierten, also logisch schlüssig aus ihr abgeleiteten, Konzepte und Begriffe, in denen die jeweils zu prüfende Hypothese formuliert ist, nicht als gegeben betrachtet werden kann.

Demgegenüber setzen theoriegenerierende Verfahren, wie sie in der qualitativen Sozialforschung üblich sind, am empirischen Material an und betrachten theoretisches Vorwissen als diesem gegenüber nachgeordnet. Die auf den Forschungsgegenstand bezogene Theorie soll aus der Interpretation und Analyse des Materials erwachsen, die Frage der Anschlüsse an bestehende Theorien ergibt sich erst im zweiten Schritt. Dies soll die Gegenstandsangemessenheit der entstehenden Theorie sicherstellen, indem theoretische Konzepte an den konkreten empirischen Phänomenen entwickelt werden, für die sie stehen sollen.

Sozialtheoretisch basiert die theoriegenerierende Forschungslogik auf der Vorstellung, dass Menschen im sozialen Miteinander immer wieder aufs Neue Objekte, Beziehungen und Strukturen erzeugen. Dass also, selbst wenn in einem bestimmten Kontext immer wieder in gleicher Weise gehandelt wird, dies nicht geschieht, weil dieses Handeln aus einer allgemei-

nen Gesetzmäßigkeit resultiert, sondern weil Menschen in besagten Kontexten über längere Zeit hinweg stabil die weitgehend gleichen Interpretationen entwickeln und auf dieser Basis ihr Handeln organisieren.

(4) Ein weiteres, eher auf der Ebene der Wissenschaftstheorie angesiedeltes Begriffspaar ist die Unterscheidung in ein normatives und ein interpretatives Paradigma. Diese Unterscheidung geht zurück auf Thomas P. Wilson (1981/1973), der mit „normativ“ den Umstand bezeichnet, dass theorietestende Verfahren mit einem festen, vordefinierten Begriffsraster an die soziale Wirklichkeit herangehen. Wenn etwa „fremdenfeindliche Gesinnung“ als individuelle Haltung definiert und entsprechend empirisch operationalisiert wird, dann muss das nicht der Lebenswirklichkeit bestimmter zu untersuchender Milieus entsprechen, mit anderen Worten: eine so angelegte Untersuchung würde relevante Aspekte der Realität verfehlen oder falsch abbilden. Vertreter nicht-normativer Verfahren hingegen legen Wert darauf, sich ihre Begriffe und ihr Gesamtverständnis des zu erforschenden sozialen Prozesses im Akt der empirischen Erhebung selbst zu bilden, also interpretativ mit den gewonnenen Informationen umzugehen.

Wilson, der stark von der damals durch Harold Garfinkel entwickelten Ethnomethodologie geprägt ist, bezeichnet mit dem interpretativen Paradigma nicht einfach eine methodische Differenz, sondern tatsächlich eine grundsätzlich ‚andere‘ Soziologie. Daher ist der Begriff „Paradigma“ durchaus angemessen (als Überblick zum interpretativen Paradigma s. Keller 2012). Diese andere, eben interpretative Soziologie hat dann aber methodologische Konsequenzen – deshalb kommt Wilsons Unterscheidung hier zur Sprache. Den methodologischen Argumenten vorgelagert ist ein Verständnis unseres Gegenstandes ‚Gesellschaft‘, das diesen wesentlich als in fortwährenden Interpretationsprozessen begründet versteht: Weil Gesellschaflichkeit in wechselseitigen Interpretationen hergestellt wird, muss dann auch unsere empirische Befassung mit allen gesellschaftlichen Phänomenen diese Interpretationen rekonstruktiv erschließen, d.h. wir müssen auch methodisch interpretativ vorgehen (vgl. 2.2).

(5) Auf der Ebene des in der Forschung jeweils dominierenden Modus logischen Schließens ist schließlich die fünfte Unterscheidung angesiedelt, die im Methodendiskurs häufig bemüht wird: Schlussfolgerungen können, so heißt es, entweder *deduktiv* oder aber *induktiv* gezogen werden. Damit ist im Fall der deduktiven Erkenntnislogik gemeint, dass vom Allgemeinen einer Gesetzmäßigkeit, einer Regel, einer Theorie auf das Spezielle eines oder bestimmter Fälle geschlossen wird. Das ist das wesentliche Schlussverfahren in hypothesentestenden oder hypthetiko-deduktiven Forschungsdesigns. Induktives Schließen geht gerade den entgegengesetzten Weg: Aus dem Vergleich empirischer Fälle wird auf allgemeine Regeln und Zusammenhangsmodelle geschlossen, die dann als Theorie formuliert werden.

Allerdings ist die dichotome Entgegensetzung von entweder rein deduktiv oder rein induktiv aus mehreren Gründen problematisch, ja in methodologischer Perspektive sogar falsch: Induktion in Reinform ist als erfahrungswissenschaftliches Prinzip nicht möglich. Die von Francis Bacon am Beginn der Neuzeit als kritischer Gegenentwurf zur scholastisch-metaphysischen Spekulation vorgeschlagene Induktion setzt auf die Möglichkeit eines theoriefreien ‚direkten‘ Zugangs zur Empirie. Allein der streng erfahrungswissenschaftliche Vergleich empirischer Beobachtungen soll die Formulierung von Gesetzesaussagen oder Theorien anleiten. Wie viele nachfolgende Vertreter des Induktivismus verkennt Bacon dabei allerdings, dass Erfahrung nie unabhängig von Theorie zu gewinnen ist. Immer wenn rein physische Sensationen wie Hitze, Druck, Helligkeit o.ä. als Erfahrung wahrgenommen werden, geschieht dies in begrifflicher

Form, wobei die Begriffe unserer Sprache Resultat mindestens alltagstheoretischer Prozesse sind: In Struktur und Inhalt unserer Sprache ist das bisherige Wissen unserer Gesellschaft abgelegt. Reine Induktion wäre also vergleichbar mit Münchhausens Versuch, sich selbst am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Schon die Auswahl dessen, was wir beobachten, erst recht aber die Art, wie wir es in Begriffe fassen, ist geprägt durch Vorwissen (vgl. dazu auch Poppers Diskussion des Basissatzproblems; s. S. 43).

In der geläufigen Entgegensetzung von Deduktion als Schluss von der Theorie auf empirische Fälle (unter benannten Randbedingungen) und Induktion als Schluss von empirischen Fällen auf Regeln und Gesetze wird auch gerne übersehen, dass empirisch begründete Theoriebildung, also der in der qualitativen Forschung dominierende Erkenntnismodus, es mit zwei unterschiedlichen Aspekten empirischer Beobachtungen zu tun hat: wir können auf bekannte oder unbekannte Phänomene stoßen, auf solche also, die wir ohne große Mühe in den Bestand unseres bestehenden Wissens einordnen können, und solche, die uns im ersten Moment als fremd, unbegreiflich oder zu unserem Wissen in Widerspruch stehend erscheinen. Im erstgenannten Fall haben wir es mit einem Zuordnungsproblem zu tun, bei dem noch kein wirklich neues Wissen entsteht, analog etwa zur Orientierung in einer uns bekannten Stadt, wo es um das Wiedererkennen von Wegmarken, Gebäudesilhouetten oder Straßenverläufen geht. Charles S. Peirce (vgl. zur Abduktion ausführlicher *Reichertz 2003, Strübing 2008, 44ff.*) hat diese Art von Wahrnehmungs- und Zuordnungsproblem als „qualitative Induktion“ bezeichnet. Etwas anderes ist es mit Wahrnehmungen, die wir auf Anhieb nicht zuordnen können. Für sie müssen wir eine Lösung des Zuordnungsproblems erst noch schaffen, indem wir „eine Idee entwickeln“, uns also etwas einfallen lassen. Diesen Prozess hat Peirce als Abduktion bezeichnet. Der wichtige Unterschied zwischen diesen beiden Varianten besteht darin, dass Abduktionen weder systematisch noch logisch-zwingend geschlussfolgert werden können. Abduktive Schlüsse sind erkenntnispraktischer Art und insofern tentativ oder hypothetisch: Ob sie die Lösung des Forschungsproblems darstellen, muss sich in weiteren Forschungsschritten der empirischen Überprüfung und Bewährung zeigen.

Auch aus diesem Grund funktioniert die einfache Gegenüberstellung von deduktiver und induktiver Forschungslogik nicht. Tatsächlich kommen, wenn man Forschungsprozesse vollständig betrachtet, in den meisten Untersuchungen induktive, abduktive und deduktive Vorgehensweisen zum Tragen. So etwa wenn hypothesentestende Verfahren Theorien testen, die eher induktiven Feldexplorationen entspringen oder wenn induktive und abduktive Theoriebildung in empirisch-experimentellen Überprüfungen getestet werden. Nur selten allerdings wird dieser Gesamtzusammenhang des Forschungsprozesses in Forschungsdesigns einzelner Projekte oder in der Gesamtdarstellung einer Methode oder eines Forschungsstils vollständig berücksichtigt. Eine Ausnahme stellt hier der Forschungsstil der Grounded Theory dar; vgl. dazu etwa Strauss (1991/1987, 37ff.) sowie die Darstellung in Kap. 5.

Diesen fünf dichotomen Entgegensetzungen (s. auch im Schaukasten 1 im Überblick) ließen sich noch weitere geläufige hinzufügen, wie etwa strukturiert / unstrukturiert oder standardisiert / nicht standardisiert, doch der Zwecke der Darstellung ist hier nicht Vollständigkeit. Vielmehr geht es mir darum zu zeigen, dass die Gegensatzpaare, die in der Rhetorik der Methodendarstellungen und der wechselseitigen Abgrenzungen zur Anwendung kommen, nicht alle pauschal einen Typ von Methoden oder gar von methodologischen Grundorientie-

rungen bezeichnen, sondern jeweils eine bestimmte methodologische Bezugsebene adressieren. Eine Forschungslogik ist ebenso wenig quantitativ bzw. qualitativ wie Schlussverfahren normativ bzw. interpretativ oder Daten deduktiv bzw. induktiv sind.

Bezugsebene	Gegensatzpaar
Datentyp	Qualitativ / quantitativ
Erkenntnismodus	Erklären / Verstehen
Forschungslogik	Theorie-testend / theorie-generierend
Wissenschaftstheorie	Normativ / interpretativ
Schlussverfahren	Deduktiv / induktiv (u. abduktiv)
Methoden / Instrumente	Standardisiert / „offen“

Schaukasten 1: Bezugsebenen und Begriffspaare im Überblick

Wenn in diesem Buch dennoch von qualitativen Verfahren die Rede ist, dann lediglich im Sinne eines eingeführten Labels, von dem alle, die damit arbeiten, wissen sollten, dass es je nach Bezugsebene auch Unschärfen aufweist und irreführend sein kann.

1.4 Zur Geschichte qualitativen Forschens

Von der Geschichte qualitativen Forschens zu sprechen, muss damit beginnen, dass in den Anfängen empirischer Forschung ein Bewusstsein der Unterschiedlichkeit von quantitativ-standardisierender einerseits und qualitativ-interpretativer Forschung andererseits noch gar nicht verbreitet war. Empirische Methoden wurden auch in der Frühzeit der Sozialforschung vor allem entlang praktischer Forschungsprobleme entwickelt; als Material wurde genutzt, was zuhanden war und dienlich zu sein versprach: Mal waren das aggregierte Daten, wie die Sterberegister in der Politischen Arithmetik des 17. Jahrhunderts, mal gebündelte Briefwechsel, wie sie Thomas und Znaniecki ihrer frühen Migrationsstudie *The Polish Peasant in Europe and America* um 1918 zu Grunde gelegt haben. Und auch die Auswertung des Datenmaterials kam häufig eher hemdsärmelig daher.

Doch wo überhaupt beginnen? Wo liegen die Ursprünge der empirischen Sozialforschung insgesamt, insbesondere aber der qualitativen Methoden? Man könnte mit Horst Kern den Ausgangspunkt in der frühen Neuzeit bei der Entstehung der Universitätsstatistik in den Kleinstaaten Deutschlands wählen und diese mit besagter Politischer Arithmetik kontrastieren, die sich etwa zur gleichen Zeit im frühindustriellen England entwickelte. Worum ging es dabei?

Als der deutsche Gelehrte Herman Conring (1606–1681) im Wintersemester 1660/61 an der Braunschweigischen Universität zu Helmstedt die erste reguläre Statistik-Vorlesung hielt, ging es keineswegs um das, was wir heute unter diesem Begriff verstehen: ein mathematisch

basiertes Verfahren zur Analyse quantitativer Datensammlungen. Was Conring begann und Martin Schmeitzel (1679–1747) 1723 in Jena als „collegium politico statisticum“ fortführte, sollte von dessen Schüler Gottfried Achenwall (1717–1779) an der Universität Göttingen – mittlerweile als „Universitätsstatistik“ benannt – zur Blüte geführt werden: Eine beschreibende Annäherung an die ökonomischen, politischen und sozialen Ressourcen eines Staatswesens (Kern 1982, 19ff.). Achenwall notierte dazu:

„Es bemüht sich ... jemand aus dem unzählbaren Haufen derer Sachen, die man in einem Staatskörper antrifft, dasjenige sorgfältig herauszusuchen, was die Vorzüge oder Mängel eines Landes anzeigt, die Stärke oder Schwäche eines Staates darstellt, den Glanz einer Crone verherrlicht oder verdunkelt, den Unterthan reich oder arm, vergnügt oder mißvergnügt; die Regierung beliebt oder verhaßt; das Ansehen der Majestät in und außerhalb des Reiches furchtbar oder verächtlich macht, was einen Staat in die Höhe bringt, den anderen erschüttert, den dritten zu Grunde richtet, einem die Dauer, denen anderen den Umsturz prophezeyet, kurtz alles, was zu gründlicher Einsicht eines Reichs, und zu vortheilhafter Anwendung im Dienst seiner Landesherrn etwas beytragen kann: was erlangt ein solcher? Die Staatswissenschaft eines Reiches“ (Achenwall zit. n. Kern 1982, 20).

Die Methode, die Achenwall seinen Studenten anriet, bestand aus „statistischen Reisen“, d.h. er forderte dazu auf, durchs Land zu reisen und die für das Staatswesen typischen, wichtigen, es charakterisierenden Merkmale vor Ort zu besichtigen und in deskriptiver Form zu verzeichnen. Die Etablierung noch vorindustrieller, aber doch schon neuzeitlicher Produktions- und Wirtschaftsweisen resultierte für die kleinstaatlich-feudalen Herrscher in einem zunehmend prekären Wissensmangel darüber, was in ihrem Land vorgeht und wie die wirtschaftliche Wohlfahrt des Staatswesens zu sichern ist. Die Universitätsstatistik stellte eine recht pragmatische Antwort auf dieses Problem dar.

Einem ähnlichen Problem, freilich in komplexerer Form sah sich das frühindustrielle Großbritannien gegenüber: Die aufkommenden Industriebetriebe benötigten Rohstoffe und sie mussten wissen, wie viel wovon vorhanden war. Der Staat wiederum traf auf eine neue Unübersichtlichkeit der Verhältnisse. Vieles war nur noch in großen Aggregaten zu übersehen – und dies auch nur, wenn diese in ihrer Größe vermessen wurden: Wie viele Arme gibt es? Wie viel Waren werden produziert, wie viel Steuern lassen sich darauf erheben? Sehr wichtig war auch die Frage, wie lange Menschen typischerweise leben und wie viele Männer, Frauen, Kinder ein Land bevölkern. Das war wichtig nicht nur für Fragen der Besteuerung sondern auch für die Kriegszwecke: Wenn nicht mehr jeder Landritter seine ihm persönlich bekannten Bauern in die Schlacht führt, sondern ein König die allgemeine Mobilmachung verkünden will, dann wüsste er schon gerne wie viele seiner Untertanen diesem Ruf voraussichtlich folgen müssten. Die aufkommenden Industriebetriebe wiederum hätten gerne gewusst, wie viele Arbeitskräfte im Prinzip verfügbar sind und wie lange sie wohl zu arbeiten in der Lage sein könnten.

Es ist deshalb kein Zufall, dass sich John Graunt (1620–1674), einer der beiden Begründer der Politischen Arithmetik – wie die frühe quantitative Sozialforschung in England zunächst genannt wurde – mit den Daten des Sterberegisters der Stadt London befasste und daraus die erste bekannt gewordene Sterbetafel berechnete. Graunt verfolgte damit bereits analytische Interessen, er suchte nach Regelmäßigkeiten und Verlaufsmustern, die es ihm überhaupt erst

ermöglichten, die Lebenserwartung von Geburtsjahrgängen, Kohorten und Geschlechtern zu berechnen (vgl. *Diekmann* 2007/1995, 92ff.). William Petty (1623–1687), ein Zeitgenosse Graunts, wandte die neuen empirischen Methoden der Politischen Arithmetik als Generalarzt Oliver Cromwells bei der Eroberung Irlands (1649–1653) und der ‚gerechten‘ Verteilung der erbeuteten Ländereien auf die Sieger an. Dabei nutzte er erstmals einen Survey, eine systematische Vollerhebung aller irischen Grafschaften. Zur Begründung notiert er:

„Die Methode, welche ich hier einschlage, ist noch nicht sehr gebräuchlich, denn anstatt nur vergleichende und überschwängliche Worte und Argumente des eigenen Geistes zu gebrauchen, wähle ich als einen Versuch der politischen Arithmetik, (...) den Weg, mich in Zahl-, Gewichts- oder Maßbezeichnungen auszudrücken; mich nur sinnfälliger Beweise zu bedienen; nur solche Ursachen in betracht zu ziehen, welche ersichtlich in der Natur der Dinge selbst ruhen; jene Ursachen dagegen, welche von den wechselnden Meinungen, Neigungen, Leidenschaften einzelner Menschen abhängen, anderen zu überlassen“ (Petty, zit. n. Kern 1982, 29).

Deutsche Universitätsstatistiker und Vertreter der politischen Arithmetik in England beföhden sich auf das herzlichste. Erstere nannten letztere in durchaus beleidigender Absicht „Zahlenmänner“ und „Tabellenknechte“ und ihre Produkte wurden als „hirnloses Machwerk“ herabgewürdigt (vgl. *Kern* 1982, 25) – was die Gegenseite ebenso saftig zu erwidern wusste („Ammen- und Schnürleiberanecdota“) (*Maus* 1962, 20). Es hat also den Anschein, dass das Methodenschema in der empirischen Sozialforschung bereits eine lange Tradition hat. Man könnte freilich einwenden, den Beginn der qualitativen Sozialforschung mit einem Verfahren wie der Universitätsstatistik zu assoziieren, reduziere den Kern qualitativer Methoden auf das Deskriptive, denn nicht mehr und nicht weniger hatten Achenwall und andere dabei im Sinn. Kern merkt denn auch kritisch an: „Daß unter der erscheinenden Oberfläche überindividuelle Regelmäßigkeiten verborgen sein können, die der äußeren, ‚oberflächlichen‘ Beobachtung nicht zugänglich sind – dafür bestand noch kein Verständnis“ (Kern 1982, 23).

Daher ist es sinnvoller, für die Entstehung der qualitativen Sozialforschung einen anderen Ort und eine andere Zeit als Ausgangspunkt zu nehmen. Es sollten nach der Hochzeit der Universitätsstatistik noch einmal anderthalb Jahrhunderte vergehen, bis eine theoretisch fundierte und systematische Form qualitativer Sozialforschung Gestalt annahm. Und dies geschah auch nicht in England oder Deutschland, sondern in den USA.

Zwar hatte die Ausformulierung einer geisteswissenschaftlichen Hermeneutik durch Wilhelm Dilthey (1833–1911), die handlungstheoretische Fundierung einer „verstehenden Soziologie“ durch Max Weber (1864–1920) und schließlich auch der Entwurf der Dokumentarischen Methode durch Karl Mannheim (1893–1947) um die vorletzte Jahrhundertwende wichtige Anstöße vor allem zur methodologischen und sozialtheoretischen Fundierung einer qualitativ-interpretativen Sozialforschung geliefert, eine breite Tradition *praktizierter* qualitativer Sozialforschung entstand daraus jedoch zunächst noch nicht.

Dies gelang – und wie wir sehen werden: nicht zufällig – an einem ganz anderen Ort: In Chicago wurde 1892 durch Albion Small (1854–1926), einem Schüler des deutschen Soziologen Georg Simmel (1858–1918), die erste soziologische Fakultät der USA gegründet. Dort bildeten sozialreformerisches Engagement, fachübergreifendes Denken und ein pragmatisches Verständnis von Wissenschaft einen idealen Nährboden für die empirische Erfor-

schung sozialer Phänomene. Auf dem philosophischen und erkenntnistheoretischen Fundament des frühen amerikanischen Pragmatismus (C.S. Peirce, W. James, J. Dewey, G.H. Mead) entstand was man später die *Chicago School* nennen sollte: Eine reiche und differenzierte Praxis nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend qualitativ-interpretativer Forschung zu aktuellen sozialen Problemen. Der Aktualitätsbezug dieser Forschung muss betont werden, denn anders als die zu jener Zeit andernorts dominierende, auf Systematik und Abgrenzung bedachte „Lehnstuhl-Soziologie“, deren empirische Bezüge eher kursorischer Natur waren, stand in der Chicagoer Soziologie die akute soziale Dynamik der Stadt Chicago und der sich erst entwickelnden US-amerikanischen Gesellschaft im Mittelpunkt. Die zu lösenden gesellschaftlichen Probleme hatten entscheidenden Einfluss auf die Methodenentwicklung. Zwei Umstände können als entscheidend für diese Entwicklung betrachtet werden: Zum einen stand die Stadt Chicago um 1900 im Zentrum einer heute kaum mehr vorstellbaren sozialen und wirtschaftlichen Dynamik. Durch ihre besondere Lage mitten im Kontinent, aber mit schiffbarem Zugang zum Atlantik verband die Stadt spätestens mit Ausbreitung der Eisenbahn die Fleischproduzenten des mittleren Westens mit den Nahrungsmittelmärkten in Europa und im Nordosten der USA. Die Fleischindustrie – meisterhaft beschrieben in Upton Sinclairs Roman *Der Dschungel* –, um sie herum aber auch zunehmend andere Zweige großindustrieller Massenproduktion, erzeugten eine Arbeitskraftnachfrage, die im von ökonomischen Krisen und einer großen Enge der sozialen und politischen Verhältnisse geprägten Europa verarmten Bevölkerungsschichten als Chance und Verheißung erschien. In der Folge nahm die Migration nach Nordamerika und insbesondere nach Chicago und New York enorme Ausmaße an – und erzeugte in den rasant zu Großstädten heranwachsenden Orten eine Vielzahl sozialer Probleme, die von einer neuen Qualität waren: ganz unterschiedliche Sprachen und Alltagskulturen prallten aufeinander, anstelle der Stabilität sozialer (auch Ungleichheits-) Verhältnisse, erwiesen sich die großen Einwanderungsstädte eher als soziale Durchlauferhitzer, in denen hunderttausende von Migranten temporär unterkamen, ihre soziale und ökonomische Lage mehr oder minder nachhaltig konsolidierten, um dann zu einem großen Teil in andere Gegenden der USA weiterzuziehen – während nach ihnen bereits die nächste Migrationskohorte, oft aus wiederum anderen Herkunftsländern in die frei werdenden Slums der Städte drängten. Aus soziologischer Sicht war Chicago damit so etwas wie ein Echtzeitexperiment, an dem Prozesse zu untersuchen waren, die es so anderswo noch nicht gab, von deren Ausbreitung aber ausgegangen werden musste. Genau in diesem Sinne bezeichnete Robert Ezra Park (1864–1944), der die empirische Tradition der Chicago School prägen sollte wie kein anderer, „die Stadt“ – und damit waren aufkommende Großstädte wie Chicago und New York gemeint – aus soziologischer Perspektive als „Labor“ (Park 1915). Die Geschwindigkeit der sozialen Umwälzungen und die Neuartigkeit der Phänomene machten dabei nicht nur eine intensive empirische Erforschung vor Ort erforderlich, sondern auch ein großes Maß an Einfallsreichtum und Experimentierfreude bei der Entwicklung angemessener Methoden der Gewinnung und Analyse von Datenmaterial. In soziologisch-systematischer Perspektive konnte die Erforschung derartiger sozialer Dynamik vor allem dazu beitragen, Antworten auf die Frage der Organisation von sozialem Zusammenhalt zu finden, denn das faszinierende an einer Stadt wie Chicago in jener Zeit war, dass der weitaus größte Teil der Bevölkerung innerhalb weniger Jahre durch Migrationsbewegungen ausgetauscht wurde, die soziale Ordnung der Stadt sich deshalb aber nicht etwa auflöste. Wie also wird diese Stabilität im Wandel hervorgebracht?

Nicht nur existierte zu Zeiten der frühen Chicagoer Soziologie noch kein klares Verständnis eines Unterschiedes oder gar Gegensatzes von qualitativen und quantitativen Zugängen zu empirischen Forschungsgegenständen, auch gab es noch kein ausgeprägtes Bewusstsein einer Trennung von Forschung und Anwendung: Journalismus, Sozialarbeit, Sozialpolitik und Soziologie waren vielfältig miteinander verbunden und befruchteten sich in ihrer Praxis gegenseitig. Im *Social Reform Movement* fanden sich linke und liberale Philosophen, Politikerinnen, Soziologen und Psychologinnen mit bildungsbürgerlich-presbyterianische Gutmenschen in dem Bemühen vereint, die Lebensverhältnisse verarmter Slumbewohner nicht nur durch materielle Zuwendungen, sondern vor allem durch praktische Sozial- und Bildungsarbeit vor Ort zu verbessern. In sogenannten „Settlement Houses“, einer Art früher Gemeindezentren und Volkshochschulen, gaben auch hochmögende Universitätsprofessoren Kurse, hielten Vorträge oder organisierten Ausstellungen – und betrieben zugleich mehr oder weniger systematisch Sozialforschung (vgl. etwa *Hull House* 1895).

Eine der ersten großen empirischen Studien der Chicago School führten William Isaac Thomas (1863–1947) und Florian Znaniecki (1881–1958) durch. Thomas, ein studierter Völkerkundler, der bereits ab 1895 am Soziologie-Department in Chicago lehrte und promovierte und 1910 einer der ersten Soziologie-Professoren der University of Chicago wurde, begann sich bereits früh für das Verhältnis zwischen sozialen Normen und Strukturen einerseits und den individuellen Handlungsmotiven andererseits zu interessieren. Die in Chicago eintreffenden Migranten aus Europa erschienen ihm dabei als ideale Studienobjekte, denn diese ließen mit der Migration wesentliche Teile der Sozialen und kulturellen Einbettung in ihren Heimatländern zurück. An ihnen sollte sich also studieren lassen, wie individuelle Handlungsorganisation und deren soziokulturelle Rahmung ineinander greifen. Nachdem Thomas sich auch aufgrund von Finanzierungsproblemen von der Idee verabschiedet hatte, ganz unterschiedliche nationale Herkunftsmilieus in die Studie aufzunehmen, beschränkte er sich auf polnische Migranten, die aus dem damals russisch okkupierten und als Staat nicht existierenden Polen in besonders großer Zahl nach Chicago kamen. Zur Unterstützung und Koordination der empirischen Arbeiten engagierte er den jungen polnischen Wissenschaftler Florian Znaniecki, der im Verlauf der Studie selbst in die USA übersiedelte und als Ko-Autor der ab 1918 in zunächst fünf Bänden erscheinende Studie *The Polish Peasant in Europe and America* (Thomas/Znaniecki 1927) wesentlichen Anteil am Gelingen der Untersuchung hatte – und später als erster Soziologieprofessor Polens die Methoden und die Forschungsgegenstände der dortigen Sozialforschung für mehrere Generationen prägen sollte.

Die Polish Peasant-Studie ist aus mehreren Gründen zu einem Klassiker der empirischen Sozialforschung geworden. Zum einen werden mit ihr gleich zwei Forschungsgebiete der Soziologie neu begründet: die Migrations- und die Biographieforschung. Zum anderen entwickelten Thomas und Znaniecki methodische Zugänge, die es so zuvor noch nicht gegeben hat und die sie – auch das ein Novum – in einer ausführlichen „methodological note“ dem ersten Band der Studie voranstellten. Sie werteten Sozialamts- und Gerichtsakten über Migrantinnen aus, nutzten also offizielle Datenquellen. Sie kauften aber auch Briefwechsel zwischen Migranten und ihren Familienangehörigen in Polen auf und ließen einen Migranten gegen Bezahlung seine Autobiographie verfassen, um sie später auszuwerten. Diese „personal documents“ sollten – im Unterschied zu Akten staatlicher Stellen – die subjektive Wahrnehmung der Handelnden dokumentieren und der Forschung zugänglich machen – ein damals völlig neuartiges Verfahren.

Die methodischen Innovationen blieben in der sich etablierenden soziologischen Fachwelt nicht ohne kritisches Echo. Dies ging so weit, dass das amerikanische „Social Science Research Council“ in den 1930er Jahren eine Tagung veranstaltete, um Kritikerinnen und Autoren zu einer gemeinsamen Diskussion zusammen zu führen. Kritik kam dabei von zwei Seiten: Einerseits beanstandete die sich allmählich formierenden quantifizierende Sozialforschung die mangelnde Objektivität der verwendeten *Personal documents* sowie die mangelnde Systematik der Fallauswahl. Doch gab es andererseits auch von Seiten der qualitativen Sozialforschung und der interaktionistischen Sozialtheorie kritische Einwände. So bemerkte Herbert Blumer, dass Thomas und Znaniecki sich ausschließlich auf schriftliche Zeugnisse beziehen, nicht aber – etwa durch teilnehmende Beobachtung – die Situationen selbst untersuchen, in denen die Migranten ihre soziale Welt handelnd organisieren und interpretieren (Blumer 1939). Thomas und Znaniecki standen der Kritik durchaus abgeschlossen gegenüber, verteidigten aber das notwendig Provisorische ihrer Pionierarbeit und die Bedeutung von *personal documents*, denn, wie Thomas später notierte, „even the most highly subjective record has a value for behavior analysis and interpretation“ (Thomas 1966/1931). Znaniecki ging 1934 noch einen Schritt weiter und verfasste einen eigenen Entwurf einer systematischen qualitativen Forschungsmethodik, die sogenannten „Analytische Induktion“ (Znaniecki 1934, vgl. auch Znaniecki 2004/1934), die in dieser Form nur wenig Nachahmer fand (für eine der wenigen Ausnahmen s. Cressey 1953), allerdings wichtige Stichworte für spätere Entwürfe qualitativer Methodologien lieferte.

Thomas schied bereits nach wenigen Jahren aus der Universität aus; ihm folgte Robert E. Park nach, der ab 1915 seinem programmatischen Anspruch folgend ein umfassendes empirisches Forschungsprogramm rund um die Stadt und ihre sozialen Problemlagen anstieß. So entstanden zwischen 1920 und 1935 in kurzer Folge eine ganze Reihe qualitativ-empirischer Forschungsmonographien, etwa zu Wanderarbeitern (Anderson 1923), der Kultur von Amüsierlokalen (Cressey 1932), Jugenddelinquenz (Shaw/Burgess 1930), jüdischer Alltagskultur (Wirth 1956/1928) oder Straßengangs (Whyte 1993/1943), die – trotz der aus heutiger Sicht mangelnden Systematik und Methodenreflexion – bis in die Gegenwart als Pionierleistungen in der Entwicklung neuer qualitativ-empirischer Verfahren gelten müssen.

Während dieser Zeit entwickelte sich in Chicago nicht allein die qualitative Sozialforschung, sondern ebenso und zunehmend erfolgreicher erste Ansätze einer quantifizierenden und mit Hilfe statistischer Verfahren auch analytischen Forschungsmethodik (Bulmer 1984). Diese Entwicklung bekam in 30er und 40er Jahren des letzten Jahrhunderts einen starken Schub durch die sich damit neu eröffnenden Möglichkeiten der Vorhersage von Wahlergebnissen, aber auch durch die Anfänge einer empirisch basierten Marktforschung. Gleichzeitig bildet sich eine differenziertere Wahrnehmung der Unterschiede zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren heraus, insbesondere erschien die qualitative Forschung angesichts der Erfolge der Kodifizierung statistisch basierter Verfahren zunehmend als ein Auslaufmodell, das mit den Ansprüchen einer ‚modernen‘, an den Normen der Naturwissenschaften orientierten Sozialforschung nicht mitzuhalten vermochte.

Dies gilt auch für die Entwicklung in Europa, wo unter den wenigen qualitativen Studien vor allem die von Maria Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel verfasste Arbeit „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (Jahoda, et al. 1982/1933) bis heute nachwirkt. Diese hatten in einer methodisch breit angelegten und in Teilen ethnographischen Studie ein Industriedorf in der Nähe Wiens untersucht, in dem 1929/1930 durch die krisenbedingte Schließung der einzigen

Fabrik am Ort auf einen Schlag fast die gesamte männliche erwerbstätige Bevölkerung arbeitslos wurde. Dem Forschungsteam bot sich damit die seltene Möglichkeit, die Wirkungen anhaltender kollektiver Erwerbslosigkeit fast wie in einer Laborsituation zu studieren. In einer sehr pragmatischen Kombination ganz unterschiedlicher Verfahren der Datengewinnung wurden qualitative wie quantitative Daten gewonnen, die durch systematische Vergleiche und Zuspitzungen zu einer – wie die Autoren das damals nannten – „Soziographie“ der Verhältnisse in Mariantal verarbeitet wurden. Damit war die Studie ausdrücklich deskriptiv orientiert, hatte also keinen im engeren Sinne erklärenden Anspruch. Allerdings kamen die Autorinnen zu einer Reihe von Befunden, die auch kausal gelesen werden können. So stellten sie in verdeckten Beobachtungen fest, dass sich bei den arbeitslosen Männern im Unterschied zu ihren mit der Versorgung der Familien mehr als reichlich beschäftigten Frauen mit fortschreitender Erwerbslosigkeit ein Verlust des Zeitgefühls einstellte. Mit Tätigkeiten wie dem Überqueren einer Kreuzung, die sonst nur wenige Momente dauerten, brachten sie nun mitunter eine ganze Stunde zu. Jahoda und ihre Kollegen entwickelten als Resümee ihrer Arbeit ein Set von „Haltungstypen“ und beschrieben Arbeitslosigkeit als einen Prozess des sukzessiven Hinabgleitens entlang der Stufenleiter dieser Haltungstypen. Sie konnten damit zeigen, wie Erwerbslosigkeit zu psychischer Verarmung und zur Auflösung sozialer Zusammenhänge beiträgt.

Die Studie, die der Beginn einer Tradition qualitativ-empirischer Studien in Mitteleuropa hätte werden können, erwies sich im Lichte der historischen Ereignisse eher als deren vorläufiger Endpunkt: Alle Autorinnen waren im „Roten Wien“ der Zwischenkriegszeit Mitglieder sozialistischer Bewegungen und überdies hatten sie jüdische Wurzeln. Der heraufziehende Nationalsozialismus zwang sie sämtlich ins angelsächsische Asyl, und ihre bahnbrechende Studie konnten sie in der ersten Auflage 1933 nur unter dem Pseudonym der auftraggebenden „Österreichischen wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“ veröffentlichen. Trotz dieser Diskontinuität sind wesentliche Ergebnisse dieser Arbeit in der Arbeitslosigkeitsforschung bis heute von grundlegender Bedeutung.

Faschismus und Krieg brachten die Methodenentwicklung in Europa weitgehend zum Erliegen. In den USA dagegen entwickelte sich unter diesen Vorzeichen vor allem die quantifizierende und zunehmend hypothesentestende Sozialforschung weiter, angetrieben auch durch die militärisch wichtige Propagandaforschung. Hier war es wiederum Paul Lazarsfeld, der Koautor der Mariantal-Studie, der als einer der führenden Köpfe der Columbia School in New York sich nun vollends auf die quantitative Forschung verlegte und wichtige Beiträge zur Methodenentwicklung beisteuerte.

In der Bundesrepublik Deutschland der Nachkriegszeit gründeten sich die im Faschismus durch Judenverfolgung und politisch motivierte Zwangsschließungen weitgehend aufgelösten sozialwissenschaftliche Forschungsinstitute erst mit einiger Verzögerung wieder oder neu. In den 1950er Jahren war es vor allem die Arbeits- und Industriesoziologie, die, verbunden mit Namen wie Hans-Paul Bahrdt (1918–1994) und Heinrich Popitz (1925–2002) (*Popitz/Bahrdt* 1957), eine phänomenologisch orientierte empirische Forschungstradition etablierte. Von einer systematischen Methodenentwicklung konnte hier allerdings noch nicht die Rede sein. Ein zweites Zentrum qualitativ-empirischer Forschung bildete das nach der Rückkehr von Theodor W. Adorno (1903–1969) und Max Horkheimer (1895–1973) aus dem Exil in den USA wiederbegründete Frankfurter Institut für Sozialforschung, das eine stark sozialphilosophisch angeleitete Soziologie betrieb, daraus aber auch methodologische Impe-

rationale ableitete. Die wenigen empirischen Studien der Frankfurter Schule (*Pollock 1955*) können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die in Frankfurt betriebene Kritische Theorie forschungspraktische Innovationen nicht leistete. Wichtig für ein wiedererwachendes Interesse an qualitativ-interpretativen Forschungsmethoden war die Frankfurter Schule aber dennoch, ging von ihr, genauer: von Adorno, doch der Impuls zum „Positivismusstreit“ aus (*Adorno/u.a. 1991, Habermas 1967*). In dieser auf dem Soziologentag 1961 in Tübingen ihren Ausgang nehmenden Kontroverse warf Adorno dem kritischen Rationalismus Karl R. Poppers stellvertretend für die etablierte Praxis quantifizierender Sozialforschung eine unangemessene Empiriegläubigkeit vor und forderte gegen die von Popper vertretenen These von der Einheit der Methoden in den Sozial- und Naturwissenschaften einen besonderen methodischen Zugang zum Gegenstand Gesellschaft ein.

Impulse für eine Renaissance und Neubegründung qualitativer Verfahren entstanden (nicht nur in Deutschland, sondern auch in Nordamerika) zu jener Zeit auch, weil der „orthodoxe Konsens“ (*Joas 1988, 11*) strukturfunktionalistischer Sozialtheorien und der mit ihnen wahlverwandten hypothesentestenden, quantifizierenden Forschungsmethoden gemeinsam mit der modernistischen Vorstellung einer planbaren Gesellschaft in eine Legitimationskrise gerieten. Die gut geölte Maschine immer neuer Umfragen und Einstellungsmessungen erwies sich als immer weniger geeignet, Wandlungsprozesse der im Umbruch befindlichen ‚modernen‘ Gesellschaften zu erklären. Auch die Defizite von Theoriemodellen, die auf die Dominanz und Determinationskraft von Normen und sozialen Strukturen setzten, wurden in der gesellschaftlichen Dynamik von Bildungsreform, Studentenbewegung und erster Massenarbeitslosigkeit in der Wohlstandsgesellschaft deutlich sichtbar.

Während der Positivismusstreit auf einer sehr grundsätzlichen Ebene Voraussetzungen und Möglichkeiten empirischer Forschung und werturteilsfreier Theoriebildung thematisierte, machte sich eine junge Generation kritischer Soziologinnen ab den 1960er Jahren daran, jenseits des quantifizierenden und hypothesentestenden Mainstreams der damaligen Sozialforschung neue methodische Zugänge zum Problem der Vermittlung von Theorie und Empirie praktisch zu entwickeln. Dabei knüpften sie sowohl sozialtheoretisch als auch forschungsmethodisch oft an ältere Vorarbeiten an. Anselm Strauss (1916–1996) und Barney Glaser (geb. 1930) entwickelten ihren auf einer Systematisierung von Vergleichsheuristiken basierenden Forschungsstil der Grounded Theory (*Glaser/Strauss 1967*) im Rahmen eines ethnographischen angelegten Forschungsprojektes über Tod und Sterben in Krankenhäusern, aber zugleich mit starken sozialtheoretischen Bezügen auf den Interaktionismus und den amerikanischen Pragmatismus, also in Fortführung des Programms der Chicago School. Dabei nahmen sie mit ihrem Theorieverständnis auch Anleihen bei Robert K. Mertons Konzept der Theorien mittlerer Reichweite (*Merton 1957*). Forschungspraktisch entwickelten sie Verfahrensweisen weiter, die Everett C. Hughes (1897–1983) bereits ausgangs der 1950er Jahre in seinen ethnographischen Arbeiten über Professionen und Organisationen entwickelt hat (*Hughes 1971*).

Ebenfalls in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts setzt Harold Garfinkel (1917–2011), ein kritischer Schüler von Talcott Parsons, zu einer radikalen Kritik der soziologischen Perspektive an. In dem von ihm als „Ethnomethodologie“ bezeichneten Forschungsprogramm, das an Karl Mannheims „Dokumentarischer Methode“ anknüpft, versucht er die praktischen Methoden der Konstitution der Alltagswelt empirisch mit „Krisenexperimenten“ zu entschlüsseln (*Garfinkel 1967*). Auch wenn sich die Ethnomethodologie nie selbst zu einer qualitativ-empirischen Forschungsmethode entwickelt hat (*Bohnsack 2001, 329*), war

sie doch die Blaupause für die von Harvey Sacks (1935–1975) entwickelte „Konversationsanalyse“ (Sacks/Jefferson 1992), die sich in einer Art Mikroperspektive auf die sprachliche und parasprachliche Herstellung von Interaktionsverläufen und -mustern spezialisierte.

Die konstruktiven Ansätze zur Entwicklung stärker kodifizierter, d.h. in ihren Ablaufschritten und in ihren Begründungsmustern weitgehend explizierter Forschungsmethoden abseits von Quantifizierung und Hypothesentest wurden begleitet von zunehmend schärferer Kritik am damaligen methodischen Mainstream. So kritisiert etwa Aaron Cicourel (geb. 1928) mit seiner Arbeit über „Methode und Messung in den Sozialwissenschaften“ (Cicourel 1974/1964) die Instrumentengläubigkeit und Entsubjektivierung der standardisierten Sozialforschung, und Herbert Blumer (1900–1987) bestreitet in einer Serie von Publikationen die Angemessenheit *ex ante* definierter Konzepte und Hypothesen für die empirische Forschung (Blumer 1954, Blumer 1956). Auch andere Stimmen, so etwa Thomas P. Wilson (Wilson 1981/1973) mit seiner Entgegensetzung von „normativem“ und „interpretativen Paradigma“ (s.o.), treten dem Alleinvertragsanspruch der hypothesentestenden Sozialforschung entgegen und reklamieren einen eigenständigen, wenn nicht gar *den* eigentlichen methodischen Zugang zu Sozialität.

Die deutsche Soziologie greift die Anstöße aus den USA ab Anfang der 1970er Jahre auf und verbindet sie teilweise mit den erwähnten sozial- und geisteswissenschaftlichen Ansätzen in Europa. Drei frühe Zentren der Entwicklung qualitativer Forschungsmethoden bilden sich in jener Zeit heraus: Zum einen formiert sich um den Lehrstuhl von Joachim Matthes (1930–2009) an der Universität Bielefeld eine „Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologie“, die viele englischsprachige Schlüsseltexte des kritischen Theorie- und Methodendiskurses ins Deutsche übersetzt (*Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* 1976, 1981) und damit in der deutschen Soziologie verbreitet. Zugleich gingen aus der Arbeitsgruppe wichtige methodische Innovationen hervor. So entwickelt Fritz Schütze das narrative Interview samt einer darauf abgestimmten erzähltheoretisch fundierten Analyseverfahren vor allem für die Biographieforschung, und Ralf Bohnsack greift Karl Mannheims Vorstellungen einer Dokumentarischen Methode auf und entwickelte daraus ein mittlerweile verbreitetes Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung. Etwa zur gleichen Zeit nimmt eine Forschungsgruppe um Ulrich Oevermann das eigene Scheitern bei dem Versuch eines quantifizierenden hypothesentestenden Forschungsdesigns im Projekt zu „Elternhaus und Schule“ zum Anlass, eine völlig neue Art der Analyse natürlicher Daten zu entwickeln, die sie „Objektive Hermeneutik“ nennen (Oevermann, et al. 1979). In Konstanz schließlich etabliert sich um den aus den USA zurückgekehrten Alfred Schütz-Schüler Thomas Luckmann (geb. 1927) ein Kreis von jüngeren Forschern, der zum Teil die ethnomethodologische Konversationsanalyse weiterentwickelt (z.B. Bergmann 1981), zum Teil eine Form soziologischer Ethnographie zur Erforschung alltagsweltlicher Milieus betreibt (z.B. Hitzler 1994, Honer 1993).

In den letzten 40 Jahren hat sich die qualitativ-interpretative Sozialforschung weiter ausdifferenziert und ist mehr und mehr Bestandteil des soziologischen Ausbildungskanons geworden. So hat etwa die Deutsche Gesellschaft für Soziologie 2002 den soziologischen Studiengängen eine gleichberechtigte Ausbildung in qualitativen und quantitativen Methoden als Standard empfohlen.

Im historischen Rückblick zeigt sich, dass wichtige Impulse zur Methodenentwicklung immer wieder aus der Veränderung gesellschaftlicher Problemlagen resultieren. Die Entbindung feudaler Kleinstaaten aus den starren Formen mittelalterlicher Zunftwirtschaft im Falle

der frühen Universitätsstatistik; die beginnende Industrialisierung und unübersichtlicher werdende Herrschaftsgebiete großer Nationalstaaten für die Politische Arithmetik; die zunehmende Dynamik, Heterogenität und Anonymität der Lebensverhältnisse in den von Massenmigration geprägten amerikanischen Großstädten für die Entwicklung der Chicago School oder die rasche Ausdifferenzierung spätmoderner westlicher Gesellschaften ab den 1960er Jahren: Immer sind es gesellschaftliche Umwälzungen, die Veränderungen im Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft, aber auch von Theorie und Methoden anstoßen.

Zugleich zeigt sich, dass empirische Forschungsmethoden nicht Ergebnisse methodologischen Forschens sind, sondern pragmatische Erfindungen als Antworten auf gesellschaftliche Problemlagen. Die gefundenen Lösungen beziehen sich dabei zunächst implizit und später, in der Legitimation der Verfahren, zunehmend explizit auf den Stand der jeweils aktuellen erkenntnis-, wissenschafts- und sozialtheoretischen Diskussion, die selbst wiederum Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse und Problemlagen ist: In der Politischen Arithmetik wie in der Universitätsstatistik zeigen sich Ergebnisse der Entwicklung neuzeitlicher Wissenschaften; Pragmatismus und Social Reform Movement verdanken sich neben geistesgeschichtlichen Einflüssen aus Europa auch der pragmatisch-problemlösungsorientierten ‚Frontier-Mentalität‘ einer rasch expandierenden und zunehmend multiethnischen Gesellschaft; der Positivismusstreit hat seinen Ursprung in einer Gesellschaftskritik, aus der dann auch wissenschaftstheoretische Konsequenzen gezogen wurden.

Die methodologischen und sozialtheoretischen Hintergründe qualitativ-empirischer Verfahren konnten in dieser historischen Rückblende nur gestreift werden, auf sie wird wenigstens in Ausschnitten im zweiten Kapitel noch näher eingegangen. Zunächst aber beschäftigen wir uns mit einigen Grundsätzen qualitativer, interpretativer und rekonstruktiver Forschung, die den identifikatorischen Kern eines gemeinsamen Verständnisses als „qualitative Methoden“ darstellen.

1.5 Nahezu allgemeine Grundsätze qualitativ-interpretativen Forschens

(1) Von Erving Goffman (1922–1982), dem für die Erforschung von Alltagsinteraktion vielleicht wichtigsten Soziologen, stammt ein Zitat, das in seiner sarkastischen Überspitzung sehr prägnant zum Ausdruck bringt, wie die kritischen jungen Sozialforscherinnen der 1960er Jahre den Mainstream quantifizierender, hypothesentestender Sozialforschung wahrgenommen haben. Über die einheitswissenschaftlich orientierte Sozialforschung schreibt er:

„Die Wissenschaftlichkeit des Ganzen ist dabei durch die Verwendung von Laborkitteln und Regierungsgeldern sichergestellt. Die Arbeit beginnt mit dem Satz: ‚Wir stellen eine Hypothese auf, daß...‘; dann kommt eine eingehende Diskussion über die in der vorgeschlagenen Versuchsanordnung enthaltenen Unterstellungen und Grenzen, gefolgt von Gründen dafür, wieso die Versuche dadurch nicht sinnlos werden; das Ganze gipfelt schließlich in einer bemerkenswerten Anzahl von hinreichend signifikanten Korrelationen, die einige der Hypothesen weitgehend bestätigen – als ob die Aufdeckung von Strukturen des sozialen Lebens so einfach wäre. Es scheint sich hier

um eine Art kongeniale Magie zu handeln, der die Überzeugung zugrunde liegt, daß, wenn man die Handlungen vollzieht, die der Wissenschaft zugeordnet werden, das Resultat Wissenschaft sein müsse. Das ist aber nicht der Fall. (Fünf Jahre nach ihrer Veröffentlichung erinnern zahlreiche solcher Unternehmungen an die Experimente, die Kinder mit ihren Physik- oder Chemiekästen machen sollen: ‚Folge der Anleitung und Du wirst bald ein richtiger Chemiker sein, genauso wie der Mann auf dem Kastendeckel‘.) Mit solchen Methoden wurden weder neue Bereiche naturalistischer Forschung zugänglich gemacht, noch Konzepte entwickelt, durch die unsere Auffassung des sozialen Handelns neu strukturiert worden wäre, noch Bezugssysteme ausgearbeitet, in die eine ständige wachsende Zahl von Fakten eingeordnet werden könnte. Von einem Anwachsen des Verstehens alltäglichen Verhaltens kann keine Rede sein – zugenommen hat höchstens die Distanz davon“ (Goffman 1974, 18f.).

Nun ist Goffman gänzlich unverdächtig, selbst eine auf systematisch gewonnenen und ausgewerteten, empirischen \Rightarrow Daten aufbauende Methode der Sozialforschung entwickelt zu haben; sein eigener Empiriebezug ist eher kursorisch und impressionistisch (wenn auch unvergleichlich fein in der Beobachtung; vgl. zu Goffman die sehr gute Einführung von Raab 2008). Er reklamiert in der zitierten Passage allerdings einen Grundsatz, den alle qualitativen Verfahren miteinander teilen: Das *Prinzip der Gegenstandsangemessenheit*. Dieses Prinzip ist nicht identisch mit dem aus der standardisierten Sozialforschung bekannten Gütekriterium der „Validität“, also der Gültigkeit einer Messung. Gegenstandsangemessenheit meint vielmehr eine Anpassung des Forschungsdesigns und der Methoden der Datengewinnung und -analyse an die spezifischen Gegebenheiten des jeweiligen Forschungsfeldes vor dem Hintergrund der jeweils interessierenden Forschungsfrage. Gegenüber standardisierten Methoden wird in der qualitativen Sozialforschung damit eine Umkehrung des Verhältnisses Forschungsgegenstand – Forschungsmethode vorgenommen: Statt Forschungsprobleme nach der Struktur der geläufigen Methoden auszusuchen und das Untersuchungsdesign den Standardvorgehensweisen dieser Methoden anzupassen, wird gerade umgekehrt vorgeschlagen von einem relevanten Problem auszugehen und geeignete Methoden zu wählen und ggf. auch neu zu entwickeln, um empirisch basierte Lösungen für dieses Problem (bzw. Antworten auf entsprechende Forschungsfragen) zu erarbeiten.

Die Ausgangsüberlegung ist die, dass nicht jedes Forschungsproblem quantifizierbar ist und dass erst recht nicht für jede relevante Forschungsfrage vorab Hypothesen aufzustellen sind, die dann empirisch getestet werden könnten. Im Gegenteil: Viele relevante gesellschaftliche Fragen lassen schon deshalb keine hypothetischen Antworten zu, weil sie aus der Dynamik gesellschaftlicher Verhältnisse resultieren, die zunächst einmal empirisch untersucht werden muss, um zu verstehen, wie es zu den Phänomenen kommen konnte, die das Forschungsproblem konstituieren. Allein nur zu wissen, dass oder um wie viel Jungen gegenüber Mädchen im Schulunterricht ins Hintertreffen geraten, ist noch keine Antwort auf die Frage, welches die Ursachen dafür sind und wie diese Prozesse tatsächlich verlaufen. Was also passiert alltäglich im Schulunterricht? Welche Interaktionen erzeugen welche Resultate? Wie nehmen die Beteiligten die Situationen wahr? Und wie kann ein systematischer methodisch-empirischer Zugang gestaltet werden, der uns Aufschluss zu diesen Fragen liefern kann? An solchen Ausgangslagen setzt die Entwicklung qualitativ-empirischer Forschungsdesigns an und versucht einen dem Forschungsproblem angemessenen methodischen Zugang zu etablie-

ren, aus dem sich gegenstandsbezogene, empirisch begründete Theorien entwickeln lassen (vgl. dazu auch *Flick 2007, 27ff.*).

(2) Ein anderes zentrales Prinzip qualitativen Forschens, das *Prinzip der Offenheit*, erklärt sich aus dem Interesse qualitativer Forschung an der Spezifik und Tiefgründigkeit sozialer Phänomene. Darin ist zugleich eine Kritik am „methodischen Filtersystem“ (*Lamnek 1988, 22*) standardisierter, quantifizierender Verfahren enthalten: Batterien geschlossener Fragen, selektive Beobachtungsschemata oder vordefinierte inhaltsanalytische Kategoriensysteme können im wesentlichen nur überprüfen, was vorab bereits gewusst oder genauer: theoretisch begründet vermutet wurde. Offenheit zielt dagegen auf eine initiale Öffnung des Forschungsprozesses gegenüber dem im empirischen Feld vorhandenen Wissen. Wir wollen uns überraschen lassen, wollen unseren Gesprächspartnern Möglichkeiten organisieren, um im Interviewgespräch Dinge zu äußern, die wir nie vermutet hätten. Wir wollen im empirischen Feld auf Phänomene aufmerksam werden und im Detail verstehen lernen, deren Existenz wir zuvor nicht einmal geahnt hatten. Das beginnt bereits mit der Art der Fragestellungen, denn in der qualitativ-interpretativen Sozialforschung stehen Fragen des „Wie“ und des „Was“ im Vordergrund (s.u.). Auch wird zugestanden, dass Forschungsfragen im Untersuchungsverlauf Veränderungen erfahren: Gerade weil wir *a priori* noch nicht genau wissen können, wie unser Forschungsgegenstand beschaffen ist, wird im Verlauf der Forschung in der Regel eine Präzisierung der Forschungsfrage erforderlich sein.

Offenheit ist auch das zentrale Charakteristikum für die Prozesse und Methoden der Datengewinnung. An die Stelle des in der standardisierten Forschung dominierenden Motivs der Vergleichbarkeit tritt in der qualitativen Forschung das Ziel einer maximalen Ausschöpfung des spezifischen Informationspotentials. Statt starrer Fragebögen etwa werden flexible, situativ zu variiierende Interviewleitfäden verwendet, statt der selektiven Messung einzelner Variablen ein offenes Spektrum kontextreicher Informationen angestrebt. Und umfassende, länger andauernde teilnehmende Feldforschung ersetzt die punktuellen Beobachtung und Zählung isolierter Ereignisqualitäten. All dies zielt darauf, im Verlauf des Forschungsprozesses und im Lichte einer intensiven Materialkenntnis zur Formulierung und dann auch Überprüfung von Hypothesen zu gelangen.

(3) „Datengewinnung ist eine kommunikative Leistung“, schreibt *Christa Hoffmann-Riem (1980)*. Damit ist – im Sinne des *Prinzips von Forschung als Kommunikation* – gemeint, dass die angestrebte Ausschöpfung des spezifischen Informationspotentials in der Datengewinnungssituation nur gelingen kann, wenn wir unseren Kontakt mit dem Forschungsfeld konsequent als sozialen Prozess der Kommunikation und Interaktion auffassen, und unsere Informanten im Feld als „orientierungs-, deutungs- und theoriemächtige Subjekte“ (*Schütze 1978, 118*) auffassen, statt sie zu Fällen oder Probanden zu degradieren, an denen uns nicht die Person, sondern allein die Ausprägung definierter Variablen interessiert. Auch wenn dies eher wie ein forschungsethisches Imperativ klingen mag: Hinter Prinzipien wie Offenheit und Kommunikation steckt wesentlich ein Qualitätsargument: Nur wenn wir unsere Forschung an diesen Prinzipien ausrichten, können wir die angestrebte Spezifität und Tiefgründigkeit unserer Ergebnisse erreichen.

Forschung als Kommunikation bedeutet daher, dass wir die Situation der Datengewinnung konsequent an den Strukturen des Alltagshandelns ausrichten müssen, also statt artifizieller Datenerhebungssituationen eher alltagsähnliche Situationen des Gesprächs und des Mithandelns nut-

zen müssen, um relevantes Wissen über unsere Forschungsgegenstände zu erlangen. Dies ist insbesondere deshalb von hoher Bedeutung, weil ein wesentlicher Teil unseres Forschungsgegenstandes immer auch die Motive, Reflexionen, Hintergrundkonstruktionen der handelnden Menschen betrifft, die sich uns nur in kommunikativen Prozessen erschließen können.

(4) Das Prinzip der Prozesshaftigkeit adressiert zwei Aspekte: Einerseits ist Forschung als Kommunikation ersichtlich als Prozess zu verstehen. In dem Sinne, dass ein Forschungsvorhaben immer eine gewisse Zeit beansprucht, ist diese Feststellung trivial. Gemeint ist hier aber dass die Gewinnung der Daten nicht als einmaliger Akt des Messens, sondern als fortgesetzter Interaktionsprozess mit den Akteuren im Feld konzipiert ist. Damit werden die Forscherinnen unvermeidlich selbst zu einem Teil des Forschungsprozesses und seiner Ergebnisse. Wichter noch ist die zweite Bedeutung von Prozesshaftigkeit qualitativer Forschung: Auch der Gegenstand qualitativ-interpretativer Forschung wird als ein prozessual hergestellter verstanden: Die soziale Wirklichkeit, die wir untersuchen, wird von sozialen Akteuren fortwährend hervorgebracht, erhalten und modifiziert. Soziale Realität ist in fortwährendem Wandel begriffen, selbst vermeintlich Statisches muss immer aufs Neue interaktiv erzeugt werden (vgl. auch Kap. 2). Es sind genau diese Hervorbringungsprozesse, für die sich qualitative Forschung interessiert: Wie entstehen Gruppen oder Netzwerke? Aber auch: wie werden sie erhalten, verändert, weiter entwickelt oder auch aufgelöst? Wie geht der Wandel gesellschaftlicher Institutionen, wie etwa Ehe oder Familie, tatsächlich von statten? Wie definieren Akteure Situationen als z.B. kritisch oder belastend und wie gehen sie interaktiv damit um?

(5) Auch mit dem Prinzip der Reflexivität ist die qualitative Sozialforschung in doppelter Weise befasst: Zunächst einmal gilt, dass kein Objekt und keine Äußerung aus sich selbst heraus eine Bedeutung hat, sondern diese erst in einem reziproken Verweisungszusammenhang von Objekt, Äußerung und Kontext entsteht. Sowohl für die soziale Wirklichkeit, die wir erforschen, als auch für den Forschungsprozess selbst gilt, dass je nach Referenzrahmen eine Situation, ein Objekt oder eine Äußerung anders interpretiert wird. Dieses reflexive Verhältnis von Einzelnem und Ganzem, das Wilson (1982) als „Indexikalität“ bezeichnet hat, war der implizite Hintergrund schon der Hermeneutik, jener ‚Kunst‘ der Auslegung also, die sich mit der ⇨ Interpretation des Sinns von Artefakten (Texten, Bildern, Objekten) befasst, und von einer Zirkularität von Sinnkonstitution und Sinnverstehen ausgeht. So wie das Einzelne erst im Kontext des Ganzen verstehbar ist, so erschließt sich auch die Bedeutung des Ganzen erst aus der Bedeutung des Einzelnen – dies wird auch als hermeneutischer Zirkel bezeichnet.

Zugleich aber existiert Reflexivität auch im Verhältnis von Forschungsfrage und Forschungsgegenstand: Auch unser Forschungsinteresse und unsere konkrete Forschungsfrage sind mitentscheidend dafür, welche Bedeutung wir bestimmten empirischen Phänomenen im Feld und bestimmten Daten, die wir über sie gewonnen haben, zuweisen. In einem gewissen Umfang richtet die Fragestellung also die Daten zu, beeinflusst mithin, was die Daten uns bedeuten. In diesem Sinne spricht etwa George Herbert Mead davon, dass wir als Handelnde unsere Objekte aus der Welt „herausmeißeln“ müssen (1938, 660) und dass Tatsachen nicht einfach vorhanden sind und aufgesammelt werden könnten, sondern dass sie als Daten herauspräpariert werden müssen (1938, 98).

Schließlich kann von Reflexivität auch im Sinne einer gemeinsamen Teilhabe von Forscher und erforschtem Feld an der Sozialwelt gesprochen werden. Dies bedeutet zweierlei: Zum einen sedimentiert sozialwissenschaftliches Wissen in den Wissensvorrat der Gesellschaft und tritt uns

als Teil dieser Gesellschaft in der weiteren Forschung wieder entgegen (denken wir etwa an die Veralltäglichung des Begriffes Sozialisation). Zum andern sind wir als Forscherinnen in den anthropologischen Ausgangsbedingungen unseren Forschungs'objekten' gleichgestellt und im Wesentlichen den gleichen kulturellen Erfahrungen ausgesetzt. Daher wissen wir immer schon mehr über unsere Forschungsgegenstände als uns bewusst sein mag. Allerdings ist dieses Wissen nicht nur hilfreich, sondern auch prekär, weil es im Sinne einer Vorurteilsstruktur empirisch induzierte Erkenntnisprozesse auch behindern kann (ohne dass wir es immer merken würden).

Zweifelsohne haben verschiedene Schulen und Richtungen in der qualitativen Sozialforschung divergierende Grundannahmen über Sozialität, aber auch über wissenschaftliches Forschen (dazu genauer in Kapitel 2). Die in diesem Abschnitt benannten und in Schaukasten 2 noch einmal zusammengefassten Prinzipien jedoch liegen allen qualitativen Verfahren – wenn auch mit variierenden sozialtheoretischen Begründungen und unterschiedlicher Akzentuierung – zu Grunde.

Prinzip	Bedeutung
Gegenstandsangemessenheit	Anpassung des Forschungsdesigns und der Methoden der Datengewinnung und -analyse an die spezifischen Gegebenheiten des jeweiligen Forschungsfeldes vor dem Hintergrund der jeweils interessierenden Forschungsfrage.
Offenheit	Grundsätzliche Öffnung des Forschungsprozesses gegenüber dem im empirischen Feld vorhandenen Wissen und bewusster Verzicht auf definitive Vorannahmen.
Kommunikation	Ausschöpfung des spezifischen Informationspotentials in der Datengewinnungssituation gelingt nur, wenn wir unseren Kontakt mit dem Forschungsfeld konsequent als sozialen Prozess der Kommunikation und Interaktion und unsere Informanten als deutungsmächtige Akteure auffassen.
Prozesshaftigkeit	Empirisches Feld, gegenstandsbezogene Theorien und empirische Forschung stellen aufeinander verweisende, handelnd realisierte Prozesse dar.
Reflexivität	Bedeutung entsteht aus reziprokem Verweisungszusammenhang von Objekt, Äußerung und Kontext; Forschungsfrage und Forschungsgegenstand formen einander wechselseitig; sozialwissenschaftliches Wissen schlägt sich in gesellschaftlichem Wissensvorrat nieder und tritt uns in den Daten wieder entgegen.

Schaukasten 2: Gemeinsame Prinzipien qualitativer Sozialforschung

1.6 Wie fragt die qualitative Forschung?

Wir können uns der Spezifik qualitativer Forschung auch so nähern, dass wir fragen, welche Art von Fragen sie bei der Untersuchung der sozialen Wirklichkeit stellt und welche Forschungsziele damit verfolgt werden. Ein Blick auf die Forschungsfragen ist schon deshalb aufschlussreich, weil sie eine notwendige – wenn auch keine hinreichende – Bedingung dafür sind, was wir an unseren Forschungsgegenständen wahrzunehmen in der Lage sind. Forschungsfragen richten den Blick, weiten ihn oder sorgen für spezifische Fokussierungen. „Daten“ entstehen erst aus dem Zusammenspiel von Forschungsfeld und Forschungsfrage, weil mit der Frage zentrale Relevanzentscheidungen getroffen werden.

Wenn wir nicht Hypothesen aus bereits vorliegenden Theorien ableiten und empirisch prüfen wollen, dann versetzt uns das in besonderer Weise in die Lage, gerade jene Felder sozialer Praxis zu untersuchen, die „neu“ sind in dem Sinne, dass die Sozialwissenschaft noch nichts oder nur wenig über sie weiß. Die Welt steht nicht still, permanent werden mitten im Routinierten und Bekannten neue Phänomene sichtbar: Neue Milieus, Lebensstile, Praktiken, Handlungsmuster: Wie werden die Menschen in Japan ihren Alltag im Angesicht der nicht für möglich gehaltenen atomaren Katastrophe von Fukushima neu einrichten? Wie gestalten irische Mittelschichtfamilien ihren beruflichen und privaten Alltag nach dem Finanzcrash? Wie handeln DJs und Tänzerinnen bei Techno-Partys aus, was als tanzbare Musik gelten kann?

Eine dem Prinzip der Offenheit (s. S. 20) verpflichtete Sozialforschung tut gut daran, ihre initialen Forschungsfragen nicht zu genau und eng zu fassen. Das Grundrezept ist eine Form allgemeiner, umfassender wissenschaftlicher Neugier, die der Kulturanthropologe Clifford Geertz einmal auf die knappe Formel „What the hell is going on here?“ (Geertz 1973, zit. n. *Amann/Hirschauer* 1997, 20) gebracht hat. Dabei impliziert das „here“ die Nähe der Forscher zum interessierenden Phänomen oder Feld. Wir müssen uns unserem Forschungsgegenstand annähern, aus der Ferne betrachtet wird er sich uns nicht erschließen. Eine zweite wichtige Bestimmung ist in Geertz' Frage ebenfalls getroffen: Es geht um soziale *Prozesse*, um das, „was da vor sich geht“: Nicht die Momentaufnahme – wie sie in der quantifizierenden Forschung etwa durch ein Survey erzielt wird – ist das Ziel, sondern nachzuvollziehen, wie die Dinge geschehen, wie Interaktionen, Rituale, Integrationsprozesse, politische Entscheidungen oder technische Erfindungen konstituiert werden und ablaufen.

Eine zentrale Ausgangüberlegung für das Forschungsinteresse einer qualitativen, interpretativ und rekonstruktiv orientierten Sozialforschung ist die Idee der Kontingenz sozialer Prozesse. Der kanadische Soziologe Everett C. Hughes, dessen Feldforschungspraxis eine ganze Generation junger Forscher in Nordamerika geprägt hat, riet seinen Studentinnen und Mitarbeitern, sie sollten bei der Arbeit mit empirischem Material immer bedenken, dass „it could have been otherwise“ (Star 1988, 198). Das war nicht etwa als grundsätzliches Misstrauen gegenüber dem Wahrheitsgehalt der Aussagen von Informanten aus dem Feld gemeint, sondern als Hinweis auf die Bedeutsamkeit dessen, was wir in jedem Einzelfall empirisch vorfinden: Gerade weil Menschen in ihrem Handeln nicht determiniert sind, sondern sich, gleichviel ob bewusst oder unbewusst, aus einer prinzipiell offenen Vielfalt von Handlungsmöglichkeiten für eine bestimmte entscheiden, besteht eine der spannendsten Aufgaben empirischer Sozialforschung gerade darin zu rekonstruieren, wie und warum die Handelnden im untersuchten Feld so und

nicht anders gehandelt haben. Mit einer solchen Perspektive gelingt es uns, alltägliche Prozesse dem Status der Selbstverständlichkeit zu entheben. Nichts ist so „alternativlos“, wie es den Akteuren oft erscheint oder wie Politikerinnen uns glauben machen wollen.

Anstatt nach dem Bild des Großen und Ganzen zu fragen, orientiert sich qualitative Sozialforschung besonders auf die Erklärung der Variation sozialer Praxis. Es geht ihr darum, die Vielfalt der Muster und Differenzierungen in ihrer Entstehungs- und Verlaufslogik zu rekonstruieren. Darum ist die Frage nach dem *Wie* bestimmter Handlungsweisen wichtiger als die Bestimmung, *dass* eine bestimmte Handlungsweise vorliegt. Beispielsweise ist es sicher interessant einen Zusammenhang zwischen Drogenkonsum und Kleinkriminalität empirisch aufzuweisen; spannender und theoretisch gehaltvoller aber ist es, in detaillierten Vergleichen herauszuarbeiten, welche unterschiedlichen Formen dieses Zusammenhangs empirisch auffindbar sind, in welchem Kontext sie existieren und wie sie sich jeweils erklären lassen.

In theoretisch unterschiedlich begründeter Weise beziehen sich die meisten Vertreterinnen einer qualitativ-interpretativen Sozialforschung auf eine im weitesten Sinne sozialkonstruktivistische Position: Handelnde erfahren die Welt durch ihre leibliche Positionierung in ihr aus einer je spezifischen Perspektive und sie zeigen einander im Handeln, vor allem im Sprechhandeln die Bedeutung von Objekten und Situationen wechselseitig an, handeln gemeinsam geteilte Bedeutungen interaktiv aus. In dieser sozialtheoretischen Grundorientierung sind die Dinge der Welt nicht als solche gegeben, sondern das Produkt von Prozessen der interaktiven Aushandlung von Bedeutungen. Methodisch betrachtet ist dies eine konsequenzträchtige Entscheidung. Unter anderem resultiert aus ihr auch eine besondere Fragehaltung der empirischen Forschung: Wir wollen wissen, wie einzelne Akteure, mehr aber noch Dyaden, Gruppen, Gemeinschaften, Organisationen oder Milieus zu gemeinsam geteilten Weltansichten, Handlungsorientierungen oder Situationsdefinitionen gelangen und wie mit divergierenden Perspektiven umgegangen wird. Damit fragen wir also nach dem subjektiven, aber zugleich auch nach dem sozialen Sinn von sozialen Praktiken. Wir können auch noch viel basaler ansetzen und fragen: Wie sind soziale Beziehungen, Interaktion, Fremdverstehen, gemeinsam geteilte Perspektiven, die Grundelemente von Sozialität also, überhaupt möglich, wie werden sie praktisch, im Handeln hergestellt, aufrechterhalten und modifiziert?

1.7 Zusammenfassung: Was ist qualitative Forschung?

Wie wir gesehen haben, lässt sich qualitativ-interpretative Sozialforschung, vor allem in ihrem identifikatorischen Kern am besten mit dem Kontrastmittel der quantifizierenden und hypothesentestenden Sozialforschung darstellen. Auch wenn es hier nicht darum gehen soll, eine Richtung der empirischen Sozialforschung zu verteufeln: Festzuhalten bleibt, dass die Entwicklung qualitativ-interpretativer Methoden vor allem ab den 1960er Jahren ohne das Moment der kritischen Abgrenzung von quantifizierenden Verfahren ebenso wenig zu verstehen ist, wie sich die Bedeutung der identitätsstiftenden grundlegenden Prinzipien qualitativen Forschens ohne die Reflexion der methodologischen und praktischen Probleme hypothesentestender Sozialforschung erschließen würde. Im historischen Rückblick hat sich

zudem gezeigt, wie eng Theorie- und Methodenentwicklung mit gesellschaftlichen Entwicklungen und Problemlagen zusammen hängt.

Mit den Prinzipien von Gegenstandsangemessenheit, Offenheit, Kommunikation, Prozesshaftigkeit und Reflexivität schält sich bei aller Unterschiedlichkeit qualitativer Ansätze doch ein gemeinsamer Kern qualitativer Methoden heraus, auf den sich die einzelnen Verfahren in leicht variierender Form beziehen. Zu diesem Kern gehört auch die Ähnlichkeit der Forschungsperspektiven und -fragen, mit denen unterschiedliche qualitative Methoden ihrem Gegenstand näher treten.

Im anschließenden Kapitel werden wir uns vertieft mit dem Verhältnis von Methode, Methodologie und Theorie befassen. Dabei werfen wir einen Blick auf einige zentrale wissenschafts- und sozialtheoretische Annahmen, die in unterschiedlicher Weise den verschiedenen qualitativen Verfahren hinterliegen, versuchen aber auch zu klären, welchen Begriff von Theorie qualitative Methoden vertreten, d.h. wie sie mit vorgängiger soziologischer Theorie umgehen und welche Art von Theorien sie selbst wiederum hervorbringen.

Lernziele für dieses Kapitel:

Nach der Bearbeitung dieses Kapitels sollten Sie

- qualitative Sozialforschung von anderen Arten empirischer Sozialforschung unterscheiden können.
- die unterschiedlichen Begriffe, mit denen qualitativen Verfahren auch bezeichnet werden, verstehen und einem Argumentationszusammenhang zuordnen können.
- grundlegende Prinzipien qualitativ-interpretativen Forschens benennen und erläutern können.
- eine Vorstellung davon gewonnen haben, mit welcher Art von Forschungsfragen qualitativ-interpretative Forschung an ihre empirischen Gegenstände herantritt.

Neugierig geworden?

Hier können Sie weiterlesen:

- Zu den allgemeinen Grundlagen und Prinzipien qualitativer Sozialforschung finden sich ausführliche Darstellungen auch in: *Przyborski/Wohlrab-Sahr* 2010: *Qualitative Sozialforschung*, 3. Aufl., München: Oldenbourg.
- Der Gegenentwurf zur hier präsentierten Position einer qualitativ-empirischen Sozialforschung findet sich besonders pointiert ausgearbeitet in: *Schnell/Hill/ Esser* 2011: *Methoden der empirischen Sozialforschung*, 9. Aufl., München: Oldenbourg.
- Das Verhältnis von Theorie und qualitativer Empirie wird ausführlich und aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet in: *Kalthoff/Hirschauer/Lindemann* (Hg.): 2008: *Theoretische Empirie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Zur Geschichte der empirischen Sozialforschung: *Kern* 1982: *Empirische Sozialforschung – Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*, Frankfurt a. M.: Campus.